

Architektur und Städtebau von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1866¹

Von CHRISTIAN FREIGANG

Göttingen zählt sicher nicht zu den Städten, in denen die Architektur Geschichte gemacht hat. Da der Ort nie Residenzstadt war, fehlen große repräsentative Ensembles des 17. bis 19. Jahrhunderts, wie diese etwa Kassel, Hannover, Celle, Braunschweig oder Wolfenbüttel prägen. Den maßgeblichen Faktor für die Entwicklung der Stadtstrukturen und der Architektur seit dem 18. Jahrhundert bildet für Göttingen hingegen die 1734 eingerichtete Universität.² Die in diesem Kontext entstandenen Bauten sind nur in besonderen Fällen als rhetorisch wirksame Repräsentationsarchitektur zu bezeichnen; zumeist handelt es sich um funktionale, eng auf die jeweilige Bauaufgabe bzw. Wahrnehmungsweise bezogene Konzepte. Göttingens Architekturgeschichte ist deshalb ein Lehrbeispiel für die Mechanismen architektonischer Entwicklung, denn in deutlicher Weise lässt sich zeigen, in welchem Maße sich ändernde Verwaltungsstrukturen, neue Bedürfnisse der Universität oder Umwälzungen in der Diskussions- und Wohnkultur direkt mit der gebauten Architektur im Zusammenhang stehen.³ Dies ist allerdings einzuschränken: Denn obwohl Göttingen im Zweiten Weltkrieg wenig beschädigt wurde, so hat das in den späten sechziger und den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufkommende Bestreben, aus der Stadt eine verkehrsgerechte Großstadt zu machen, unheilbare Wunden in den überlieferten Architekturbestand geschlagen.

¹ Bei dem hier vorgelegten Versuch, wichtige Tendenzen der Architektur in Göttingen darzustellen und durch die Ergebnisse stichprobenartiger Archivforschungen weiter zu ergänzen, erhielt ich wichtige Anregungen durch Jens-Uwe Brinkmann, Claudia Schrapel und Jan Wilhelm. Ihnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

² Zu den Veränderungen der Sozialstruktur vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band. Speziell zur Stadtentwicklung vgl. Böhme.

³ Umfangreichere Überblicksinformationen zum Thema bisher bei: PÜTTER (u.a.), *Gelehrten-Geschichte, 1765–1838*, passim; versch. Beiträge in *GöttMonatBl*; KASTNER, *Bauen und Wohnen*, 1987, S. 215–246; BRINKMANN, *Bautätigkeit*, 1987, S. 255–324; KASTNER, *Bürgerliches Wohnen*, 1988, S. 175–251; OBERDIECK, *Universitätsbauten*, 1989; SCHWAGER, *Auditoriengebäude*, 1994; BRINKMANN, *Göttingen*, 1996; BREDNICH, *Denkmale*, 1997; KÜHN, *Hundert Häuser*, 1998.

I. DIE AUSGANGSSITUATION

Die Stadt war im 17. Jahrhundert noch weitgehend diejenige des späten Mittelalters: Von einem doppelten Mauerring umgeben, gruppierte sie sich um das Marktzentrum mit Rathaus und Johanniskirche. Hier führte die wichtigste Achse, die von Norden durch das Weender Tor kommende Weender Straße, vorbei, die etwas versetzt über das Geismartor die Stadt verließ. Im Westen gaben das Groner, im Osten das Albanitor weitere Zugänge zur Stadt. Entlang der Weender Straße und der parallel dazu verlaufenden Judenstraße sowie im Bereich der Groner Straße lagen die großen bürgerlichen Bauten, die gerade im 16. Jahrhundert als reich verzierte Fachwerkhäuser errichtet worden waren (Junkernschänke, Bornemann'sches Haus). Hierbei war ein Modell entwickelt worden, dass sich in Variation bis in das 20. Jahrhundert erhalten sollte und auch für zahlreiche Universitätsbauten die Technik des konstruktiven Gerüsts abgeben wird. Neben dem Pfarrhaus St. Jacobi von 1603 ist etwa das Haus Rote Straße 14 von 1606 zu nennen: Es handelt sich um traufständige Fachwerkbauten in Geschossbauweise, deren einzelne Geschosse nach oben leicht vorspringen. Die Geschossübergänge sind durch verhältnismäßig reichhaltige Schnitzverzierungen wie Zahnschnitt, Perlstab und Kugelfries markiert und werden von volutenartigen Konsolen gestützt.

Auch nach den Zerstörungen durch den Dreißigjährigen Krieg und der folgenden Jahrzehnte begann der Wiederaufbau in dieser erprobten Tradition: Das Haus Rote Straße 8 aus den Jahren 1660/70 etwa, eines der wenigen bald nach den Verwüstungen des Krieges entstandenen und erhaltenen Gebäude, bildet ein Beispiel hierfür. Seine auffällig breite Front unterscheidet sich vor allem durch die geringe Vortragung der Obergeschosse, die fehlende Verzierung der Brüstungsfelder und die nun auf abgerundete Füllhölzer reduzierten Dekorationen der Geschossvorsprünge von den älteren Bauten. Generell blieb die bauliche Situation der Stadt nach dem Krieg lange beklagenswert. Von ca. 950 Häusern vor dem Krieg waren 1639 179 niedergerissen, 270 Gebäude standen leer.⁴ Insbesondere die Außenvorstädte, die Neustadt vor dem Groner Tor und die Albani-Siedlung, wiesen in hohem Maße wüste Stellen und desolate Bausubstanz auf, die häufig nur aus Baracken bestanden haben dürfte. Erst 1702 wurden durch eine Landesverordnung die Grundlagen geschaffen, dem abzuhelpen. Durch großzügige Steuervergünstigungen und finanzielle Unterstützungen wurden Reparaturen und vor allem Neubauten großer, mindestens zweigeschossiger und feuersicherer Häuser (steinerne Dachziegel) gefördert. Das Hausbauförderungsprogramm zeitigte umgehend den erwünschten Erfolg: Zur Zeit der Universitätsgründung zählte die Stadt wieder 813 Häuser. Vor allem entlang der großen Straßen waren anspruchsvolle mehrgeschossige Bauten neu errichtet oder repariert worden. In den Bezirken zwischen den Mauerringen allerdings blieben weiterhin größtenteils eingeschossige, einfache

⁴ StadtAGö: AA, 603; KASTNER, Bauen und Wohnen, 1987, S. 215–219; WINNIGE, in diesem Band.

Häuser bestehen. Drei weitere derartige Verordnungen von 1733, 1734 und 1735 vermochten die Bautätigkeit nochmals anzufachen, um die Infrastruktur der Stadt den Bedürfnissen der Universität anzupassen: Von 1734 bis 1755 entstanden 111 neue Häuser auf wüsten Stellen. Damit einher gingen strenge Baubestimmungen: Die mindestens zweigeschossigen Bauten waren an der Straßenkante, also ohne Vorgarten zu errichten, und sie durften in jeder Etage höchstens einen halben Fuß vorragen, Erker und Vorbauten waren untersagt; Steinbauten wurden empfohlen, außerdem war auf »gutes Ansehen und Symmetrie« zu achten. Durch ein kompliziertes Genehmigungsverfahren war gewährleistet, dass die Gebäude technisch sicher erbaut wurden. Mancher Neubürger nutzte die Verordnungen, um große Bauten als Investitionsobjekte zu gründen.⁵

Der bauliche Zustand der Stadt war also bei Gründung der Universität zumindest für den Neubaubestand nicht derart desolat, wie ihn manche Zeitgenossen und spätere Historiker geschildert haben.⁶ Da die Mehrzahl der Häuser allerdings aus Altsubstanz bestand, blieb die Wohnsituation insgesamt dennoch lange prekär.⁷ Immerhin hatten die Wohnverhältnisse und die Infrastruktur der Ackerbürgerstadt zu Anfang des 18. Jahrhunderts wieder ihr spätmittelalterliches Niveau erreicht. Das bedeutet auch, dass die Umwallung mit vier Toren zunächst weiterhin bestehen blieb, ebenso ein aus Wiesen und Feuchtfächen (vor allem in der Masch in der westlichen Vorstadt) bestehender Außenbereich hinter der äußeren Umwallung, in dem nur bescheidene Bausubstanz stand.⁸ Es sollte dieser Bereich sein, den die neu entstehenden Universitätsbauten im 18. Jahrhundert nutzen konnten, ohne die Stadtgrenzen zu überschreiten. Anderes musste erst geschaffen werden: Öffentliche Grünanlagen und Straßenbeleuchtung fehlten, Steinpflasterung war nur teilweise und in schlechtem Zustand vorhanden.

II. STÄDTEBAULICHE MASSNAHMEN IM 18. JAHRHUNDERT

Die Gründung der Universität brachte eine Welle von Baumaßnahmen mit sich, um das Funktionieren der prestigeträchtigen Institution zu gewährleisten. Dabei sind zwei entscheidende Faktoren schon vorab zu betonen: Da Traditionen repräsentativen Bauens fehlten, konnte man zum einen weitgehend unbelastet durch verpflichtende typologische und gestalterische Gepflogenheiten vorgehen. Zum anderen machte der Umstand, dass die Göttinger Universität von Anfang an besonderes Gewicht auf die Naturwissenschaften legte, den Neubau einer Vielzahl von Spezialinstituten notwendig, die innovative archi-

⁵ Dazu ausführlich KASTNER, Bürgerliches Wohnen, 1988, S. 196–202.

⁶ FRENSDORFE, Bericht, 1909, S. 58–59; MEINERS, Kurze Geschichte, 1801, S. 105f., 127f.; dazu KASTNER, Bauen und Wohnen, 1987, S. 215f. und DERS., Bürgerliches Wohnen, 1988.

⁷ WEDEMEYER, Wohnverhältnisse, 1992, S. 65–72, und DERS. in diesem Band.

⁸ SACHSE, Soziale Differenzierung, 1978, S. 56ff.

tektonische Lösungen beförderten. Bei der administrativen Durchführung dieser Modernisierungsmaßnahmen war eine enge institutionelle Anbindung der Bautätigkeit an die Regierung in Hannover Voraussetzung: Im Zusammenhang mit der Universitätsgründung wurde von 1734 bis 1736 eine *Policey-Commission* eingesetzt, die aus dem Bürgermeister, dem Gerichtsschulzen als Regierungsvertreter und einem Vertreter der Universität bestand und auch das öffentliche Bauwesen regelte. Vom städtischen Rat aus war einer der Senatoren zum »Bau-Herren« abbestellt, um die Bautätigkeit zu beaufsichtigen und darüber Rechenschaft in Hannover abzulegen.⁹

Zu den ersten Maßnahmen zur Stadtverschönerung gehörte die Anlage neuer Straßen in den bislang in schlechtem Zustand befindlichen Vierteln. Dazu wurde 1734 der hauptsächlich in Lüneburg tätige Landbaumeister Otto Heinrich von Bonn beauftragt,¹⁰ welcher insbesondere Baumalleen im Bereich der Karspüle und in der Masch sowie die Errichtung von Kasernen westlich des Leinekanals projektierte. Ausgeführt wurde schon seit 1737 die Verbreiterung und Begradigung eines bereits bestehenden Wegs zur Allee, der heutigen Goetheallee.

Diese verlief vom Leinekanal bis an die Wallanlagen, von wo Treppen auf die Wälle führten. Ende 1737 stellte die Regierung die Lieferung von 65 Lindenbäumen in Aussicht, deren Pflanzung in zwei parallelen Reihen der königliche Gartenmeister Tatter aus Herrenhausen beaufsichtigte. Zwischen den Bäumen ergab sich eine Promenade, die durch einen Zaun vor Fahrzeugen geschützt wurde. Trotz mancher Probleme mit den Bäumen, die schließlich Ulmen weichen mussten, stand damit also in unmittelbarer Nähe zur jungen Universität im ehemaligen Dominikanerkonvent eine zu Spaziergängen einladende Promenade zur Verfügung, die das Stadtviertel umgehend zu einer bevorzugten Wohngegend von Professoren aufwertete.¹¹ Im Zuge der Entfestigung der Stadt wurde zudem 1762 der Plan diskutiert, die Allee über die Stadtgrenzen hinaus um 2000 Fuß zu verlängern und an einem Lusthaus enden zu lassen. Da dadurch aber Teile der Stadtweide verloren gegangen wären, einigte man sich schließlich 1765 auf einen Vorschlag des Baukommissars Johann Heinrich Müller, den Stadtwall im Bereich der Allee abzutragen. Mit einem Gitter verschlossen, ergab sich durch diese Öffnung also eine »Verschönerung des Prospects« auf die westlich der Stadt gelegene Landschaft.

Die Allee blieb allerdings die einzige innerstädtische Park- oder Gartenanlage, das Fehlen weiterer Grünflächen wurde immer wieder bemängelt.¹² Zwar ermöglichte man den Professoren, über großzügige Anwesen zu verfügen; so

9 Hierzu ausführlich BRINKMANN, Bautätigkeit, 1987, S. 255 ff., WINNIGE, Krise, Hannover, 1996, bes. S. 39.

10 StadtAGö: AA, 730; Chronik der (Goethe)-Allee (masch., StadtAGö: E 686).

11 StadtAGö: AA Bauwesen, Nr. 108; vgl. Schreiben des Magistrats an die Geheimen Räte v. 16. Nov. 1767, zit. bei BRINKMANN, Bautätigkeit, 1987, S. 288.

12 Vgl. etwa MÜLLER, A., Zustand Göttingens, 1937, S. 3-63; oder die Polemik des dänischen Studenten Johann Georg Bärens von 1754, in: FRENSDORFF, Bericht, 1909, S. 56 u. 64. Für weitere Stadtbeschreibungen dieser Zeit s. SÜRIG, Universitätsstadt, 1987, S. 353-359 u. WEDEMEYER, Reisebeschreibungen, 1988, S. 7-11.

wurden 1748 Mauern des inneren Befestigungsringes, die den im Nordbereich des Stumpfbiels gelegenen Garten des Naturrechtsprofessors Johann Christian Claproth einschränkten, abgerissen.¹³ Doch das weitere *embellissement* der Stadt musste eines der wesentlichen Ziele der Entfestigung der Stadt sein, welche im letzten Drittel des 18. Jahrhundert in Angriff genommen wurde. Unmittelbar nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, der Göttingen wegen seiner Befestigungswerke zum Schauplatz mehrerer Belagerungen durch die Franzosen hatte werden lassen, wurde vom Stadtrat die Schleifung der Verteidigungsmauern diskutiert und vom Baukommissar Unger die Bepflanzung der Wälle mit Hainbuchen und Linden sowie mit Maulbeerbäumen an den inneren Flanken (zur Seidenproduktion) vorgeschlagen. In den Jahren 1765 bis 1771 wurden schließlich die Vorwerke niedergelegt und die Wallanlagen bepflanzt. Aus Kostengründen ließ man diese selbst bestehen, zumal sie auch eine unverstellte Aussicht auf die benachbarten Gärten und die Umgebung böten.¹⁴ Damals wurde auch der Verlauf der noch heute bestehenden Ringstraßen festgelegt: Der Nikolausberger Weg wurde zum Weender Tor geführt, von dort der wenig später zur Fahrstraße (Schützenallee) erweiterte sogenannte »Philosophengang« zum Groner Tor eingerichtet. Weiter gelangte man außerhalb des Walles zum Geismartor. Nach dem Ende der Arbeit an den Wallanlagen machte man sich unverzüglich an den Abriss der alten Stadttore, die mit ihren engen, gewölbten Durchgängen ein Verkehrshindernis darstellten. Bausenator Campe suchte vergeblich, eintorige, triumphbogenartige Stadttore aus dem – vor allem italienische Vorlagen des 16. Jahrhunderts präsentierenden – Traktat »Cours d'Architecture« von Charles Auguste D'Aviler (1691, deutsch: »Ausführliche Anleitung in der ganzen Civil-Baukunst«, 1699) als Ersatz für die mittelalterlichen Einlässe errichten zu lassen. Zur Ausführung kamen sukzessive am Weender (1779), Groner (1782) und Geismar Tor (1790) einfache Pfostenpaare mit toskanischen Doppelpilastern und ohne verbindende Bögen. Die Entwürfe dafür hatte der Maurermeister Linne geliefert. Auf den Pfosten wurden am Weender und am Groner Tor Löwenstatuen aufgesetzt, die beim Kasseler Hofbildhauer Ludwig Daniel Heyd 1779 in Auftrag gegeben worden waren.¹⁵ Das Steinmaterial der meisten noch verbliebenen baufälligen Mauern und Wehrtürme wurde schließlich in den letzten Jahren des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts Bauunternehmern überlassen.¹⁶

Die seit dem mittleren Drittel des 18. Jahrhunderts geschaffenen Grünanlagen auf den Wällen und in der Allee gerieten schließlich zu einer städtischen Attraktion; innerhalb einer ansonsten kunstlosen und weiterhin ärmlich wirkenden Stadt zählten Spaziergänge um die Stadt und Ausflüge in ihre Umgebung nunmehr zu wichtigen Vergnügungen:¹⁷ »hier wirft der Geist die Fesseln ab und man

¹³ StadtAGö: AA, 857.

¹⁴ WAGNER, Niederlegung, 1909, S. 61–114.

¹⁵ LICHTENBERG, Briefwechsel, Bd. I, 1983, S. 941. Lichtenberg beklagte heftig die fehlenden Bögen und konnte hinsichtlich der Pfostenaufsätze aber verhindern, dass »Ananas auf den Thorpfosten blühen mögten, wo die Cartoffeln kaum in der Erde gerathen.«

¹⁶ StadtAGö: AA, 853.

¹⁷ PÜTTER, GELEHRTEN-GESCHICHTE, Bd. 1, 1765, S. 311f.; DERS.,Göttingen., 1791,

wird überzeugt dass es ein Glück ist ein Mensch zu sein¹⁸ Göttingen schuf damit auch den öffentlichen Raum zur standesgemäßen Repräsentation während des Promenierens der meist adeligen Universitätsangehörigen, wie dies etwa in weit größerem Maßstab seit den siebziger und achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts beispielsweise auf den baumbepflanzten Pariser Boulevards oder den Berliner Linden möglich war. Aber vor allem auch in der Hauptstadt des Königreichs Hannover gab es seit Anfang des 18. Jahrhunderts vergleichbare Umgestaltungen. Der Schlosspark Herrenhausen, an dem bis zur Verlegung des Regierungssitzes 1714 intensiv gearbeitet worden war, wurde 1726 durch eine Lindenallee, die Neue Allee, mit der Stadt verbunden. Ausflüge in das nahe gelegene Waldgebiet Eilenriede wurden seit dem Ende des 17. Jahrhundert üblich.¹⁹ Wie in Göttingen begann man auch in Hannover unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg mit der Entfestigung und der Anlage von baumbestandenen Promenaden; Clever- und Steintor erhielten seit den achtziger Jahren wie in der Universitätsstadt neue Torpfosten mit toskanischen Doppelpilastern.

Zu der städtebaulichen Neuorganisation der Peripherie gehörte auch deren Anbindung an das Stadtgefüge. 1764 wurde die Kurze Straße nach Süden verlängert. Mit Wohlwollen wurde ebenfalls der Plan aufgenommen, die Nicolaistraße bis an die 1786 ausgebaute und gepflasterte Straße Hinter den Rähmen (heute Hospitalstraße) fortzuführen. Bis 1787 war die seit 1748 geplante Verlängerung der Kurzen Geismarstraße zur Roten Straße vollendet. Die Erschließung des innerhalb des Walls gelegenen Terrains ist im engen Zusammenhang mit der Errichtung der ersten Universitätsbauten in diesem Bereich, insbesondere dem Accouchierhaus unmittelbar hinter dem Geismartor zu sehen.²⁰ Die Begrädigung, Erweiterung und Verlängerung der Straßen vor allem im Süden und Westen der Stadt sollten sich noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fortsetzen. Weiterhin ist vor allem die Pflasterung der Straßen zu nennen, die bereits seit 1732 betrieben wurde. Die Anlage von Bürgersteigen im Zuge dieser Maßnahmen konnte schon bald lobend hervorgehoben werden.²¹ Wenn auch die Pflasterung dank einer großzügigen Unterstützung seitens der Regierung schon in den sechziger Jahren weitgehend abgeschlossen war,²² so erwies sich doch die Qualität des Straßenbelags immer wieder als mangelhaft. Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurde hier schrittweise durch härtere Steinsorten (Basalt) Abhilfe geschaffen. Seit 1732 legte die Stadt auch ein unterirdisches System von hölzernen Wasserröhren an, das aus dem Reinsgraben, der ursprünglich die Wallgräben versorgt hatte, gespeist wurde. Dieses Wasserleitungsnetz unter den Hauptstraßen der Stadt diente ähnlich wie die vergleichbaren Anlagen in Celle und Hannover auch der Brandbekämpfung.

S. 114–144 u. passim; RINTEL, Versuch, 1794, S. 4, 12, 134–143; Neues Hannöversisches Magazin v. 2. April 1802, S. 429–432; noch Heines »Salamankas Wälle« beziehen sich auf den attraktiven Ort studentischer Lustbarkeiten Göttingens.

18 MÜLLER, Versuch, 1790, S. 9 u. passim.

19 Dazu allg. DENNEBO, Geschichte des Stadtgrüns, 1970, passim, v.a. S. 85–132.

20 BRINKMANN, Bautätigkeit, 1987, S. 289f.

21 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, 1765, I, S. 312.; FRENSDORFF, Bericht, 1909, S. 63.

22 Ebd., S. 64.

Gleichzeitig versuchte der Magistrat, die Abfallbeseitigung auf den Straßen zu organisieren.²³ Mit der Universitätsgründung erhielt die Stadt erstmals auch eine öffentliche Straßenbeleuchtung durch Öllampen, die zunächst allerdings nur im Winter angezündet wurden und von geringem Nutzen gewesen zu sein scheinen.²⁴

III. DIE REPRÄSENTATIVE BAUTÄTIGKEIT IM ANSCHLUSS AN DIE UNIVERSITÄTSGRÜNDUNG

Auch das Rathaus änderte als das wichtigste städtische Gebäude mit der Universitätsgründung sein Aussehen. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts war der auffällige Zustand des von Büschen überwucherten Gebäudes beklagt worden.²⁵ Der Hannoveraner Architekt Johann Paul Heumann legte 1736 einen umfangreichen Sanierungsplan vor, der einen kompletten Ausbau des zweiten Geschosses, ein neues Dach und vor allem einen zentralen Turm mit Zwiebelhelm vorsah.

Statt dieses kostspieligen Barockisierungsprojektes musste man sich aber darauf beschränken, das Rathaus 1737 von seinem Bewuchs zu befreien und völlig neu streichen zu lassen. Außerdem wurden die steinernen Fensterfüllungen durch hölzerne Sprossen ersetzt und im Inneren Neueinteilungen vorgenommen.²⁶ – Die Schlachter, die ihr Handwerk meist in Wohnhäusern ausübten, erhielten seit 1735 ein eigenes Schlachthaus am Leinekanal, das sie allerdings nie nutzen sollten und das 1749 als Gefängnis umgenutzt wurde. 1735 bis 1738 entstand südlich des Reitstalls (auf dem heutigen Waageplatz) ein neues Brauhaus. In denselben Jahren wurde im St.-Annen-Kloster im Bereich der heutigen Aula die neue Stadtwage eingerichtet. 1748 bis 1750 erbaute die Stadt in der Unteren Maschstraße 3 das erste Waisenhaus.²⁷ Die wichtigste Baumaßnahme aber stellte das neue Gebäude für die renommierte Stadt- oder Trivialschule dar, die ihre Räume im Paulinerkloster an die Universität abtreten musste. Der Hannoveraner Klosterbaumeister Joseph Schädeler, der auch für die vorgenannten Gebäude verantwortlich zeichnete, errichtete dafür südlich des jetzigen Wilhelmsplatzareals über dem einstigen Dransfeldischen Haus einen großen Fachwerkbau, der sich bis an die Burgstraße erstreckte, wo sich die Wohnungen der Lehrer befanden. Die Aufwertung dieses Stadtteils wurde insofern noch fortgesetzt, als vor dem Gymnasium, im sogenannten »Mönchshof« östlich des Franziskanerklosters im Areal zwischen Burg- und Barfüßerstraße, die vormals vor dem Rathaus stehende Hauptwache ein neues Gebäude mit einer säulengestützten Vorhalle erhielt.²⁸ Um den Reise- und Postverkehr

23 WEDEMEYER, Wohnverhältnisse, 1992, S. 48–53; DERS. Reinlichkeit, 1988, 1, S. 11–18.

24 FRENSDORFF, Bericht, 1909, S. 63.

25 WAGNER, Baugeschichte, 1909, S. 32–37.

26 BRINKMANN, Bautätigkeit, 1987, S. 293f.; zu Johann Paul Heumann: ALVENSLEBEN, Herrenhausen, S. 1929, 125f.

27 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 1, 1765, S. 226ff.

28 StadtAGö: Geh. Rat, Bausachen, 154, Karten 1–5.

zu verbessern, richtete die Landesregierung 1740 in einem Fachwerkhäus des späten 17. Jahrhunderts an der Ecke Judenstraße/Ritterplan eine eigene Posthalterei ein, die um 1770 durch Remisen vergrößert wurde.

Neben den infrastrukturellen Verbesserungen und den städtischen Baumaßnahmen sind aber vor allem die umfangreichen Um- und Neubauten darzustellen, die dem Raumbedarf der neuen Universität gerecht werden sollten. 1733 bis 1737 wurde durch Schädeler der Kreuzgang des ehemaligen, bislang als Gymnasium benutzten Klostergeländes der Dominikaner zum Kollegiengebäude umgebaut, dabei auch bereits ältere Maßnahmen zur Erweiterung des Pädagogiums entlang des Papendiek und der Buchstraße (heute Prinzenstraße) weitergeführt.²⁹

Nur noch die Grundmauern des Kreuzgangs konnten verwendet werden, auf den eine rundum geschlossene, quadratische Vierflügelanlage zu zwei Geschossen aufgesetzt wurde. Der durch eine kurze doppelarmige Treppe erschlossene Haupteingang befand sich am Nordflügel. Hier ragte die Anlage auf einen freien Platz, der nach Westen von Professorenhäusern, nach Norden von der Rückseite des Hauses von Professor Heumann begrenzt wurde. Seitlich von diesem, seit 1764 nach dem Tod Heumanns als Konzilienhaus genutzten Gebäude grenzten Gitter das Areal von der heutigen Prinzenstraße ab,³⁰ von der der Weg über eine Brücke auf die Allee führte. Das Kollegienhaus selbst, »von keiner sonderlichen Baukunst«,³¹ war ein nüchterner Werksteinbau mit Eckrustizierung. Von den ehemals vier Ädikulaportalen mit Segmentgiebeln sind nach zahlreichen Umbauten und der Zerstörung des Kollegienhauses im Zweiten Weltkrieg noch drei, nämlich im West- und Ostflügel (versetzt) sowie auf der Nordseite der Paulinerkirche selbst erhalten. Ihre Formen lehnen sich an Mustervorlagen, etwa aus dem weit verbreiteten Traktat von Vignola,³² an. Die funktionale Aufteilung der Vierflügelanlage gab zu Beginn auch der akademischen Gliederung der Universität in die vier Fakultäten Ausdruck: Im Erdgeschoss befanden sich im Nordflügel das *Auditorium juridicum*, im Osten das *Auditorium philosophicum*, im Westen das *Auditorium theologicum*. Im Obergeschoss waren im Norden die Universitätsbibliothek, im Osten das *Auditorium medicum*, im Westen Verwaltungsräume untergebracht. Der schmale Südflügel an der Kirchenseite enthielt Karzerräume und einen Verbindungsgang.³³

Zur selben Zeit (1734–1736) und in einer ähnlich nüchternen Gestalt errichtete Schädeler westlich des inneren Weender Tors den Universitätsreitstall, der unabdingbar für die Reitvergnügungen der meist adeligen Universitätsangehörigen war. Das mächtige Bruchsteingebäude mit Eckbossierung bestand aus einem breit gelagerten, mit einem hohen Walmdach gedeckten Hauptflügel, dem

²⁹ Allg. SEIDEL, Baugeschichte, 1953; für die bislang unbekanntenen Ausbaupläne des Pädagogiums s. Univ AGö: Kur. 1/4, Pläne von Sudfeld Vick von 1705.

³⁰ PÜTTER, Gelehrten-Geschichte Bd. 2, 1765f., S. 240f.

³¹ FRENSDORFF, Bericht, 1909, S. 70.

³² Vgl. außer Vignolas *Regole delle cinque ordine* (zuerst 1564) etwa auch d'Avilers *Cours d'architecture* (1691), der ebenfalls auf Vignola zurückgreift (v.a. I, Pl. 43, B).

³³ PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 1, 1765, S. 220–240.



Abbildung 1: Reitstall, Zustand in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts (Städtisches Museum Göttingen).

eigentlichen Reithaus, das in der Mitte das von einem übergiebelten Risalit akzentuierte Hauptportal enthielt. An der Nordecke schloss sich rechtwinklig nach Westen ein weiterer Flügel für Stallungen an. Hier im Westen erstreckte sich sodann die Reitbahn, auf der Ausritte und Turnierspiele veranstaltet wurden. Auch der Reitstall ist wohl am besten mit entsprechenden Bauten in Hannover zu vergleichen, wo seit 1712 am Neuen Tor eine rechteckige, in ihren Formen nüchterne Marsstall- und Reithausanlage errichtet worden war. Das Göttinger Gebäude stand bis 1968; damals wurde es trotz erbitterter Proteste abgerissen, um einem Einkaufszentrum Platz zu machen. Einzig die Risalitwand wurde als unsinniges Torrelikt auf das neue Campusgelände transloziert.³⁴ – Als weiteres unabdingbares Universitätsgebäude errichtete Schädeler 1742 schließlich an der Ecke Allee/Neustadt auch den Universitätsfechtboden.³⁵

Die einzigen Gebäude der ersten Jahrhunderthälfte, die eine vollständige und aufwendige architektonische Instrumentierung vorführten, waren ephemerer Natur. Zur Eröffnung der Universität 1737 entwarf der Architekt Johann Friedrich Penther eine große Ehrenpforte, von der allerdings nicht klar ist, ob sie ausgeführt wurde, da der König nicht anreisen konnte. Penther griff dabei auf französische und deutsche Architekturmotive der zweiten Hälfte des

³⁴ NISSEN, Reitstall, in: GötMonatBll., 13, (1975), S. 2f.

³⁵ GRESKY, Allee Nr. 3., in: GötMonatBll., 12, (1975), S. 1 ff.

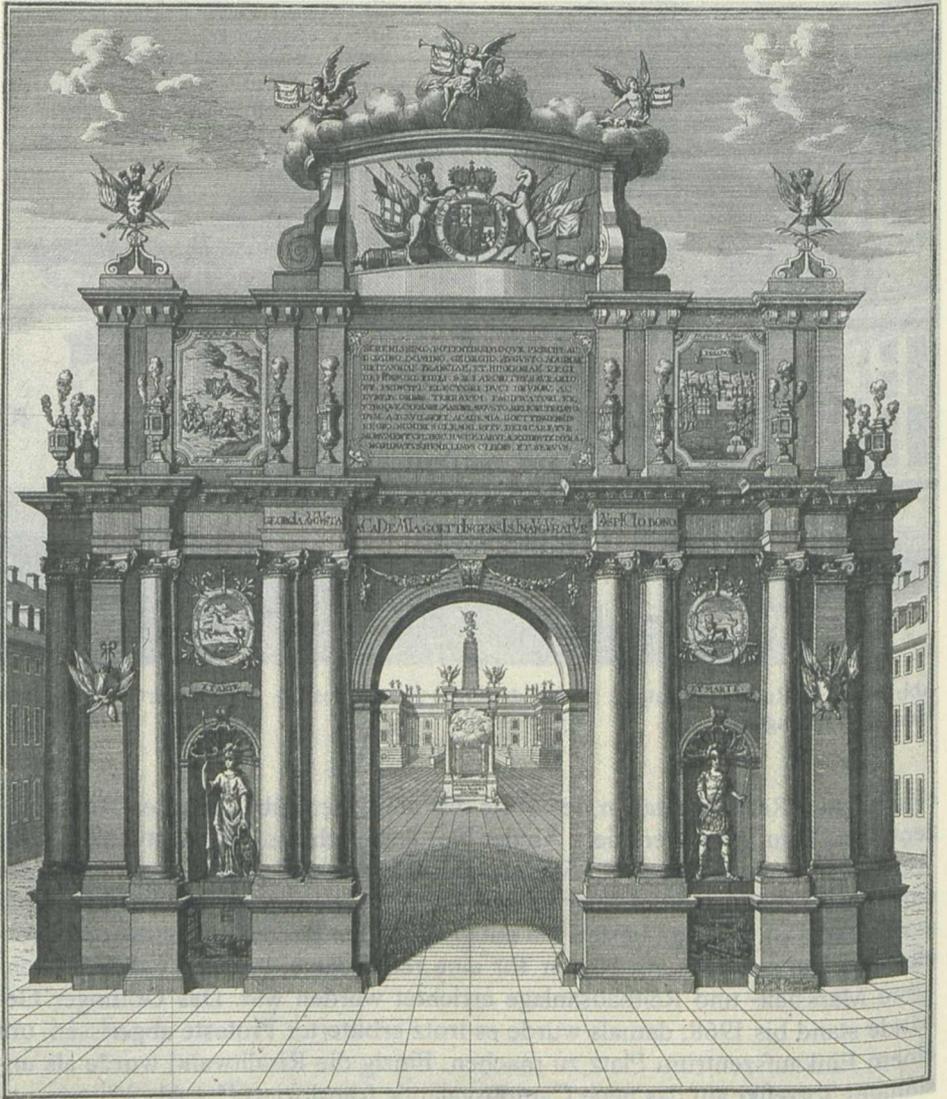


Abbildung 2: Johann Friedrich Penther, Triumphbogen zur Einweihung der Universität, 1737 (PENTHER, Anleitung).

Die einzigen Gebäude der ersten Jahrhunderthälfte, die eine vollständige und aufwendige architektonische Instrumentierung vorführen, waren ebener Natur. Zur Eröffnung der Universität 1737 entwarf der Architekt Johann Friedrich Penther eine große Ehrenpforte, von der allerdings nicht klar ist, ob sie ausgetücht wurde, da der König nicht anreisen konnte. Penther gab die bei auf französische und deutsche Architekturmotive der zweiten Hälfte des

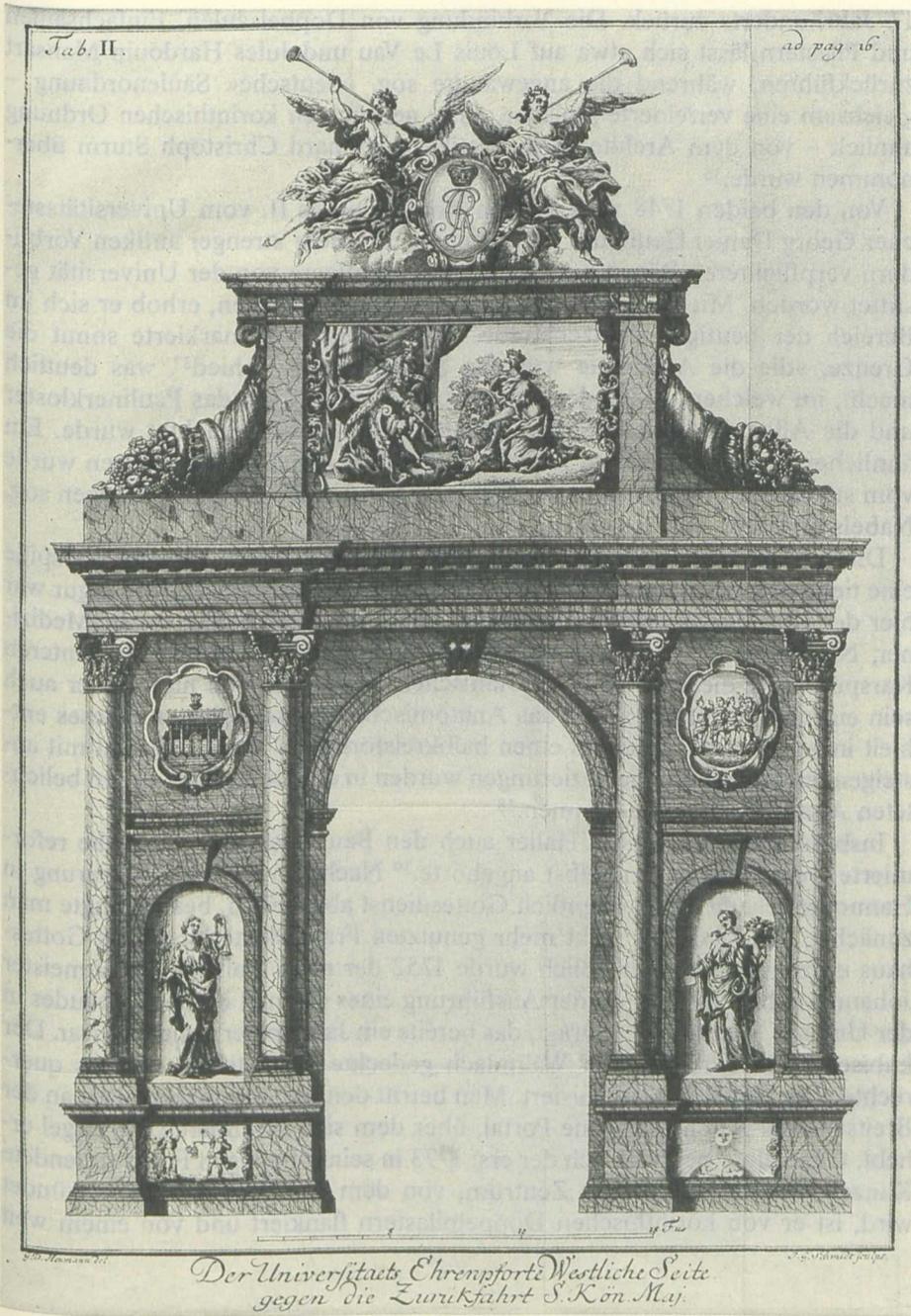


Abbildung 3: Georg Daniel Heumann, Triumphbogen für den Besuch Georgs II., 1748 (PÜTTER, Versuch, Foto: Städtisches Museum Göttingen).

17. Jahrhunderts zurück. Die Verbindung von Doppelsäulen, Einfachsäulen und Pilastern lässt sich etwa auf Louis Le Vau und Jules Hardouin Mansart zurückführen, während die angewandte sog. »deutsche« Säulenordnung – gleichsam eine verfeinerte jonische, einer gedrückten korinthischen Ordnung ähnlich – von dem Architekturtheoretiker Leonhard Christoph Sturm übernommen wurde.³⁶

Von den beiden 1748 zum Besuch König Georgs II. vom Universitätsstecher Georg Daniel Heumann entworfenen, nunmehr strenger antiken Vorbildern verpflichteten Bögen war der etwas prächtigere von der Universität gestiftet worden. Mit kompositen Dreiviertelsäulen versehen, erhob er sich im Bereich der heutigen Prinzenstraße. Die Ehrenpforte markierte somit die Grenze, »die die Academie von den Stadthäusern« schied³⁷, was deutlich macht, im welchem Maße der universitäre Komplex um das Paulinerkloster und die Allee als städtebaulich eigenständiger Bereich erachtet wurde. Ein ähnlicher, aber lediglich mit jonischen Pilastern geschmückter Bogen wurde vom städtischen Magistrat in der Weender Straße, nördlich des heutigen sog. Nabels errichtet.

Die Universitätsgründung brachte auch im Bereich der Unteren Karspüle eine tiefgreifende Umgestaltung der Stadt mit sich. Die maßgebliche Figur war hier der von Münchhausen 1736 nach Göttingen berufene Schweizer Mediziner, Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller. Nördlich der Unteren Karspüle legte dieser 1738 den Botanischen Garten an, und hier ließ er auch sein eigenes Wohnhaus sowie das Anatomische Theater erbauen. Dieses enthielt im ersten Obergeschoss einen halbkreisförmigen Vorlesungssaal mit ansteigenden Sitzreihen; die Sezierungen wurden in einem von drei Seiten belichteten Altanvorbau vorgenommen.³⁸

Insbesondere veranlasste Haller auch den Bau einer Kirche für die reformierte Gemeinde, der er selbst angehörte.³⁹ Nachdem 1748 die Regierung in Hannover erlaubt hatte, öffentlich Gottesdienst abzuhalten, beabsichtigte man zunächst, den Chor der nicht mehr genutzten Franziskanerkirche als Gotteshaus umzugestalten. Schließlich wurde 1752 der neue Universitätsbaumeister Johann Michael Müller mit der Ausführung eines eigenen Kirchengebäudes in der Unteren Karspüle beauftragt, das bereits ein Jahr später vollendet war. Der kubische, mit einem hohen Walmdach gedeckte Werksteinbau ist als querechteckige Saalkirche organisiert. Man betritt den Bau durch das mittig an der Breitseite der Kirche gelegene Portal, über dem sich im Inneren die Orgel erhebt. Gegenüber befindet sich der erst 1773 in seiner heutigen Form vollendete Kanzelaltar. Als liturgisches Zentrum, von dem das Wort Gottes verkündet wird, ist er von korinthischen Doppelpilastern flankiert und von einem weit

36 PENTHER, Anleitung 1662–71², Tafelbd. Tl. III, Taf. XLVI–XLVII, Textbd., Tl. III, 116–118.

37 MOSHEIM, Beschreibung 1749, S. 14–23, 33, 35–36.

38 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 1, 1765, S. 233f.; THODE, Anatomie, 1979, S. 29–39.

39 REUTHER, Reformierte Kirche, 1978, S. 163–184.

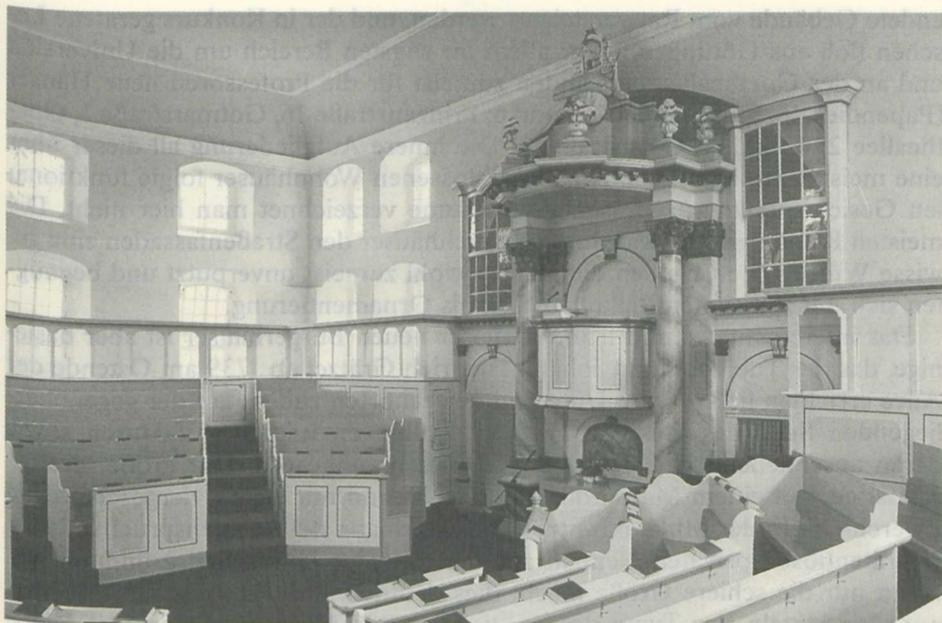


Abbildung 4: Reformierte Kirche, Inneres (Foto: Christian Freigang).

vorkragenden Schalldeckel bekrönt. Über dessen von Vasen bestandem Rand erscheint die Heilige Schrift als ein vor eine Rocaillekartusche auf ein Kissen gestelltes Buch. Schon damals als bemerkenswert galten die in den Schmalseiten des Innenraums jeweils über drei Seiten eines Achtecks gebrochenen, amphitheatralisch ansteigenden Sitzreihen.⁴⁰ Haller erweist sich in mehrfacher Hinsicht als *spiritus rector* des Kirchenbaues: Für die Disposition des Quersaales, die zwar auch in dem Architekturtraktat von Leonhard Christoph Sturm abgebildet ist und in der Berliner Sophien- wie der Garnisonskirche zu Anfang des 18. Jahrhunderts realisiert wurde, dürften insbesondere ähnlich angeordnete Bauten aus Hallers Schweizer Heimat (Zurzach, Wilchingen) maßgebend gewesen sein. Vor allem gaben für den Mediziner Haller auch Anatomievorlesungssäle mit ihren ansteigenden Sitzreihen das Vorbild für ein Gebäude ab, in dem der Verstehbarkeit des Wortes oberstes Primat zukam.

Neben den Universitätsbauten profitierte auch der private Wohnhausbau von der neuen Konjunktur und der oben erwähnten Bauförderung der Stadt. So erbaute Joseph Schädeler 1737 die mit mehreren Übernachtungsmöglichkeiten ausgestattete Londonschänke, die 1764 von dem Orientalisten Johann David Michaelis als Wohnhaus erworben wurde.⁴¹ Ähnlichen Profit erhoffte sich der Stadtsekretär und Geschäftspartner Schädelers, Johann Heinrich Leschen, der 1736 den Bau eines geräumigen Wohnhauses an der Ecke Stumpfbiel/Mühlenstraße begonnen hatte. 1744 allerdings musste das noch nicht voll-

40 HEILMANN, Begründung, 1904, 2. H., S. 24.

41 HAKEMEYER, Michaelis, 1952.

endete Gebäude vom Rat versteigert werden, und der in Konkurs geratene Leichen floh aus Göttingen.⁴² Vor allem im engsten Bereich um die Universität und an der Goetheallee entstanden zumeist für die Professoren neue Häuser (Papendiek 16, Stumpfbiel 4, 5 und 6, Prinzenstraße 16, Gotmarstraße 1, Goetheallee 2, 4 und 14, Geiststraße 1). Die innere Aufgliederung all dieser über eine meist zentral gelegene Diele erschlossenen Wohnhäuser folgte funktionalen Gesichtspunkten; repräsentative Räume verzeichnet man hier nicht. Die meisten Bauten gaben zwar durch Zwerchhäuser den Straßenfassaden eine gewisse Würde, doch blieben die Häuser wohl zumeist unverputzt und begnügten sich mit sparsamen Balkenprofilen als Ornamentierung.

Das interessanteste und früheste dieser neuen Bürgerhäuser ist aber dasjenige, das der Tuchfabrikant Johann Heinrich Grätzel ab 1739 am Ostende der Allee errichten ließ.⁴³ Dem Unternehmer gehörten zudem auf der gegenüberliegenden Seite das Gelände mit den Stallungen und Manufakturen sowie daran anschließend eine Reihe von Professorenhäusern. Das große, dreigeschossige, mit einem Mansarddach gedeckte und mit einem viergeschossigen Zwerchhaus in der Mitte akzentuierte Grätzelhaus stellt den anspruchvollsten, ja präntiösen privaten Neubau aus der Zeit der Universitätsgründung dar. Nicht nur die schiere Größe macht dies deutlich. Grätzel versuchte offenbar mit allen Mitteln, den Typus des funktionalen Bürgerhauses zu einer Art Adelspalais aufzuwerten: So bekrönen steinerne Standbilder von Minerva und Hermes die Ecken des steilen Zwerchhausgiebels. Die Fachwerkkonstruktion ist mit einer Putzschicht verkleidet, die vorgibt, es würde sich um einen Werksteinbau handeln; das Portal mit seinen seitlichen schräggestellten Gebälkstücken und dorischen Doppelsäulen imitiert die Eingänge von Wiener oder Dresdener Stadtpalais. In der ersten Etage befand sich eine Enfilade und ein breitgelagerter festsaalähnlicher Salon. Auffällig ist die enge Stellung der Stichbogenfenster in den Obergeschossen, die zwischen sich verhältnismäßig schmale Wandabschnitte übrig lassen. Dies lässt sich zwar vielfach an den seit dem Ende des 17. Jahrhundert üblichen Doppelständerfachwerkbauten beobachten, nicht aber an »richtig« proportionierten Steinbauten, auf die das Haus ja anspielt. Die große Anzahl von Fenstern ist offenbar auch Ursache dafür, dass einige Hoheitsmotive in sehr ungewöhnlicher Form ausgeführt wurden: Eigenartigerweise nämlich gibt es nur zwei das Zwerchhaus in voller Höhe durchlaufende Kolossalpilaster, die zudem nicht an dessen Ecken, sondern um eine Fensterachse nach innen gerückt angebracht sind. Zwischen den Pilastern befinden sich nicht etwa eine, sondern zwei Fensterachsen. Dem Erbauer war also offensichtlich primär daran gelegen, vier Fensterachsen im Zwerchhaus unterzubringen, die entweder eine – ebenfalls unkanonische – ungerade Anzahl von Pilastern oder aber die ausgeführte Lösung zuließen. Zu den ungewöhnlichen Motiven gehört auch, dass die Pilaster keine Piedestale oder eine anders geartete Sockelzone aufweisen und mit ihren – nach Ausweis der alten Bildquellen wohl toskanischen – Kapitellen offensichtlich nicht an ein Gebälk

42 BRINKMANN, *Bautätigkeit*, 1987, S. 257–260.

43 ACHHAMMER/SCHWAGER, *Grätzelhaus*, 1994, S. 16–20.



Abbildung 5: Grätzelhaus und Goetheallee, historische Ansicht um 1900 (Städtisches Museum Göttingen).

anstießen, sondern an eine über den Flachbogenfenstern ondulierend geführte Leiste (die heutigen »Bandelwerkkapitelle« sind eine Erfindung der Restaurierung von 1950). Es ist möglich, dass das Haus überhaupt erst im späten 18. Jahrhundert verputzt wurde und damals seine Pilasterapplikation erhielt, denn ein sehr genauer Stich von J. P. Kaltenhofer von 1765 zeigt das Gebäude noch als unverputzten Fachwerkbau, dem das aufwendige Doppelsäulenportal als Fremdelement vorgesetzt ist.⁴⁴

Das Grätzelhaus erhält seine Bedeutung also daher, dass hier ein Baumeister, der mit den klassischen Architekturinstrumentierungen kaum vertraut war, eben solche auf eine große Fachwerkarchitektur anzuwenden versuchte. Hier offenbart sich das Auseinanderklaffen einer lokalen Bauhandwerkstradition und des mit der Universität sich manifestierenden Bedürfnisses, mit Hilfe der klassischen Architektursyntax eine gewisse soziale Repräsentation und urbane Verschönerung zu ermöglichen. Die universitäre Lehre trug diesem Desiderat durchaus schon bei ihrer Gründung Rechnung, denn sie bestellte einen Archi-

⁴⁴ Allerdings sind auf dem 1747 angefertigten Stich der Allee von Heumann die Pilaster bereits antizipatorisch auf der Darstellung des – damals noch nicht vollendeten – Grätzelhauses eingetragen.

tekturtheoretiker, der offenbar gut besuchte Vorlesungen über Baukunst hielt: Johann Friedrich Penther. Seine Lehrveranstaltungen beanspruchten, technisch-funktionale Erfordernisse und architektonisches Komponieren in einem verständlichen Sinne miteinander zu verbinden. Wenn gemäß Penther die klassischen Instrumentierungen zwar nicht dem essenziellen praktischen Bereich des Bauens angehörten, so müsse doch Abhilfe dafür geschaffen werden, sie als bloßen Fehler oder als unnützlich zu erachten – wie dies in »Nieder-Sachsen« verbreitet sei.⁴⁵ Der 1693 in Fürstenwalde geborene Penther war zunächst als Hofmeister in Liegnitz in Niederschlesien, anschließend als Bergsekretär im Stolbergischen tätig gewesen, wo er Mathematik unterrichtet und die herrschaftlichen Gebäude beaufsichtigt hatte. Bereits im Jahr 1736 wurde er an die Göttinger Universität berufen, an der er bis zu seinem Tod 1749 vor allem Geometrie und Architektur unterrichtete. Penther war zwar weder ein genialer Baumeister noch ein weitgereister Baukundiger und hatte innerhalb der Universität nur ein bescheidenes Renommé als Praktiker.⁴⁶ Seine Architekturtraktate sind dennoch in höchstem Maße aufschlussreich: Das 1738 als Vorlesungsskript verfasste *Collegium* versteht sich dezidiert als didaktisches Memorierungsinstrument, während die reich bebilderte Anleitung in Anlehnung an das erwähnte Traktat d'Avillers ein architektonisches Fachlexikon sowie eine systematische Baulehre enthält. Der hier ausführlich dargestellte Entwurfsprozess eines Musterhauses ist heute eine wichtige Quelle, um die Baupraxis im 18. Jahrhundert zu verstehen. Bauen ist hier in erster Linie Konstruieren, bei dem eine funktionsgerechte Grundrissausteilung und eine möglichst große Anzahl von belichtenden Maueröffnungen (Fenstern) mit einer harmonischen symmetrischen Fassadenkomposition zu verbinden ist. In der Darstellung der Säulenproportionen diskutiert Penther durchaus eigenständig deren bei den Haupttheoretikern – Palladio, Serlio, Vignola, d'Aviler, Blondel, Goldmann und Sturm – benannte Angemessenheit für jeweils verschiedene Bauaufgaben. Programmatisch und ganz in französischer Tradition lehnt Penther den »Libertinismus« und »Harlekinsputz« des italienischen Barock ab.⁴⁷ In der Baugattungslehre behandelt er auch einige große Ensembles, etwa den Fantasieentwurf einer fürstlichen Residenz, das Kopenhagener Schloss, das Landständehaus in Hannover oder die Opernhäuser in Berlin und Hannover. Doch hierbei interessieren Penther weniger die Probleme sozialer Repräsentation und räumlicher Aufteilung, sondern die Lösung mathematisch-architektonischer Aufgaben und der Baumassenkomposition, wie etwa die Berechnung von Proportionen, Achsabständen usw. Penther verankert also einerseits eine klassische, französisch geprägte Architektursyntax in Göttingen, doch steht er andererseits paradigmatisch für eine Einstellung, die die pragmatisch-funktionalen Aspekte der zahlreichen anstehenden neuen Bauaufgaben gegenüber den Fragen subtiler architektonischer Repräsentation in den Vordergrund stellte. Ob das Portal des Grätzelhauses nach einem Wiener Vorbild gearbeitet war, die Stadttorgestaltung sich auf fran-

45 PENTHER, *Collegium architectonicum*, 1738; DERS., *Anleitung*, 1662–71.

46 GGA 1749, S. 1001–1004; REUTHER, Penther, 1981, S. 151–175.

47 PENTHER, *Anleitung*, 1662–71, III. Teil, Vorrede.

zösische Traktate bezog und die Portale der neuen Universitätsbauten Standardvorlagen schon des 16. Jahrhunderts übernahmen: All das war wohl kaum ausgefeilter architektonischer Reflexion, sondern der pragmatischen Verwendung bequem erreichbarer Vorlagen zu verdanken.

IV. DIE BAUTÄTIGKEIT IM LETZTEN DRITTEL DES 18. JAHRHUNDERTS

Die einschneidendsten Maßnahmen nach dem Ende des Siebenjährigen Kriegs waren zweifellos die unverzüglich in Angriff genommenen, oben beschriebenen Entfestigungsmaßnahmen. Doch auch die mit dem Aufschwung der Universität anhaltende Konjunktur trug dazu bei, dass nun vermehrt Gebäude projektiert und zum Teil auch verwirklicht wurden, die ein repräsentatives Gepräge erhielten: Die Stadt war auf dem Weg, mit Hilfe von spätbarocken »Palästen der Wissenschaft« und anspruchsvollen städtischen Bauten ihren Charakter als Universitätsstadt architektonisch vorzuführen. Die Weender Straße erhielt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zahlreiche drei- bis viergeschossige Neubauten (Nr. 11, 13/15, 33, 36, 48, 50, 55, 57, 87 (Dürerhaus) usw.)⁴⁸ und wurde seit dieser Zeit die wichtigste Geschäftsstraße. Die seit 1700 im Zuge der Bauordnungen entwickelte Wohnhaustypologie wurde zwar beibehalten, doch verbarg man die meisten der Fachwerkfassaden nunmehr »zur Verschönerung der Straße« unter farbigem Putz.⁴⁹

Anlass zu umfangreichen Baumaßnahmen gaben die fehlenden Räumlichkeiten für die sich ausdifferenzierende *Georgia Augusta*. Dringlich wurde dies vor allem angesichts der bedeutenden Vermehrung der Bibliotheksbestände durch die kluge Erwerbungs politik von Christian Gottlieb Heyne und die Stiftung der Büchersammlung des Frankfurter Patriziers Uffenbach im Jahre 1769. Bereits in der Mitte des Jahrhunderts hatten die Bücher das Medizinauditorium verdrängt, bald nahmen sie das gesamte Obergeschoss des Collegiums ein. Seit 1765 suchte man nach Vergrößerungsmöglichkeiten der Bibliothek. Heyne und der Universitätsbaumeister Johann Heinrich Müller erwogen dazu den Umbau der Minoritenkirche, Michaelis hingegen schlug die Umnutzung der Paulinerkirche als Bibliothek vor.⁵⁰ Johann Dietrich Heumann, der Sohn des vorgenannten Hannoveraner Architekten, entwarf im Jahr 1769 im Auftrag der Regierung ein eigenes Bibliotheksgebäude, das an der Goetheallee errichtet werden sollte.

Bemerkenswert an der dreigeschossigen Einflügelanlage mit seitlichen Stützflügeln ist sein zentral gelegener, kreisrunder und durch alle Geschosse rei-

48 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 2, S. 9 ff.; RÜTTGERODT-RIECHMANN, Stadt Göttingen. 1982.

49 WEDEMEYER, Wohnverhältnisse, 1992, S. 73 ff., 80.

50 Ausführlich dazu SCHELLENBERG, Borheckbau, 1928, S. 55–74.

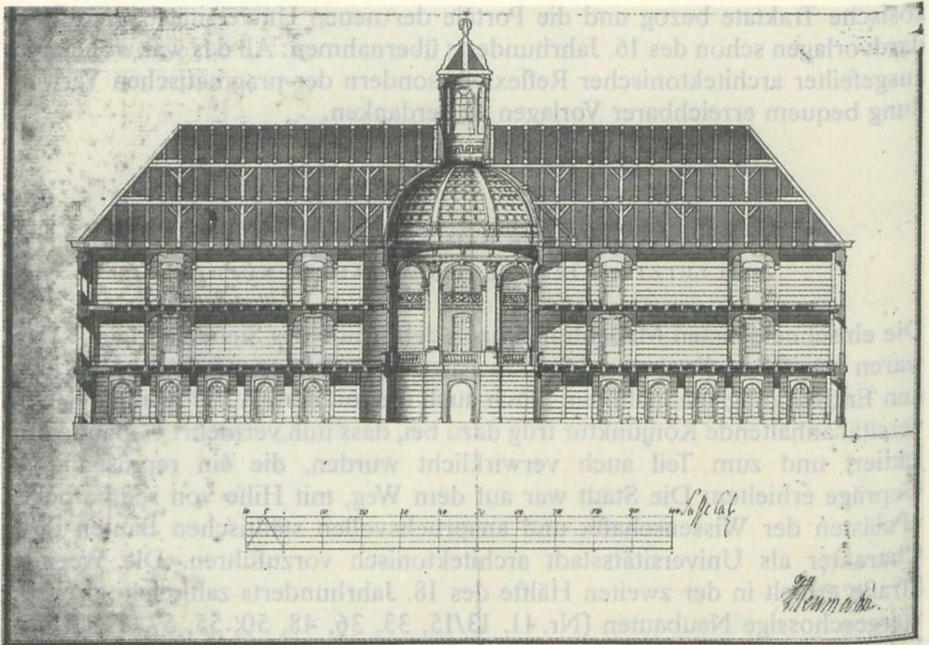


Abbildung 6: Entwurf für einen Neubau der Bibliothek von Johann Dietrich Heumann, 1769 (NHStAH).

chender, von einer Kuppel im Dachstuhl überwölbter Innenhof. Die Disposition von Fischer von Erlachs Wiener Hofbibliothek ist hier weitergeführt und in den seitlichen Trakten in mehrere seitliche Etagen unterteilt.⁵¹ Das Motiv des kreisrunden, zentralen Lichtschachts sollte in Göttingen bald im Accouchierhaus wieder aufgenommen werden. Gerade im Vergleich mit dem zeitgleichen Alternativprojekt des Universitätsarchitekten Müller, der für einen Standort in der Unteren Karspüle einen einfachen langgestreckten Emporensaal mit übergebeltetem, breiten Mittelrisaliten vorgesehen hatte, wird die Originalität des Entwurfs Heumanns deutlich. Zur Ausführung kam schließlich eine relativ bescheidene Erweiterung des Kollegiengebäudes durch den neuen Universitätsbaumeister Georg Heinrich Borheck: Nachdem 1781 das östlich der Paulinerkirche gelegene Grundstück des Mediziners Georg Gottlieb Richter durch die Universität erworben werden konnte, hatte der Architekt die Möglichkeit, auf diesem Terrain den Ostflügel des Kollegiums nach Süden bis an die Paulinerstraße zu verlängern. Zur Straßenseite schloss er den bis 1787 fertig gestellten Trakt mit einem vierachsigen Kopfbau ab, in dem große gedoppelte Rundbogenportale einen neuen Zugang zur Bibliothek gaben, die sich nunmehr über das ganze Obergeschoss des Baues erstreckte. Auf der Nordseite sah der Generalplan Borhecks vor, mit seitlichen Flügelbauten einen großen Ehrenhof zu

51 HAUG, Universitätsbibliothek, 1918, S. 312–324; HARTMANN/FUCHSEL, Universitätsbibliothek, 1937, S. 99f.; LEHMANN, Bibliotheksräume, 1996, S. 350, 442, Abb. 290.

schaffen. Ausgeführt wurde allein ein rechteckiger Treppenhauspavillon, der dem alten Nordportal vorgelegt wurde.⁵²

Mit Borheck fassen wir einen wichtigen Architekten, der Göttingen im ausgehenden 18. Jahrhundert prägte. 1751 in Göttingen geboren, studierte er hier seit 1771 Mathematik und erhielt 1780 die Ernennung zum *Closterbaumeister* von Calenberg und Göttingen sowie die Genehmigung, Lehrveranstaltungen zur Profanbaukunst durchzuführen. Von 1780 bis zu seiner krankheitsbedingten Pensionierung 1805 war er zudem Universitätsbaumeister. 1820 nahm er seine Lehrtätigkeit wieder auf und starb hochbetagt im Jahr 1834.⁵³ Ganz in der aufklärerischen Tradition Göttingens stehend, betont auch Borheck die praktische Zweckmäßigkeit seiner Architektur, wie dies insbesondere in einigen Traktaten zur Landbaukunst und zur Errichtung von Landkirchen zum Ausdruck kommt.⁵⁴ Doch zeigen seine Schriften gleichwohl die Kenntnis zahlreicher Architekturtheorien, und entsprechend verfasste er für die »Göttingischen Gelehrten Anzeigen« einige Rezensionen. Doch noch in anderer Hinsicht ist Borheck signifikant: Denn das von ihm meist gepflegte Gestaltungsidiom eines klassizistischen Spätbarock⁵⁵ erwies sich seit 1800 als zunehmend veraltet gegenüber antikisch-klassizistischen oder neugotischen Formensprachen, die nunmehr – mit großer Autorität entweder von bedeutenden Architekten bzw. auf Anordnung der Regierung vorgeschlagen – Borhecks Entwürfe in mehreren Fällen aus dem Feld schlugen. Der Baumeister steht somit paradigmatisch für einen sich gerade auch in der Architektur manifestierenden Wandel im Selbstverständnis der Universität, welche sich von der Betonung der Natur- und Rechtswissenschaften immer mehr dem vor allem von der philosophischen Fakultät geprägten humanistischen Bildungsideal öffnet. Den damit verbundenen Erfolg des Klassizismus vertrat ein umfassend gebildeter Archäologe wie Carl Otfried Müller besser als der pragmatische und regional beschränkte *Oberbaucommissarius* Borheck.

Zu nennen ist von Borhecks weiterer Göttinger Bauaktivität die Errichtung der katholischen Kirche St. Michael und die Umgestaltung der Johanniskirche, deren Chor vollständig durch einen von einer Serliana gerahmten Kanzelalter vom Langhaus abgetrennt wurde. Borhecks Hauptwerk ist aber zweifellos das von 1785 bis 1787 geplante und errichtete sogenannte »Accouchierhaus«, das als erster Frauenklinikbau in Deutschland gilt.

Schon Haller und der Frauenarzt Johann Georg Roederer hatten seit 1751 in ausdrücklicher Anlehnung an das Hôtel Dieu in Paris, das Straßburger Bürgerhospital und die Charité in Berlin in der St. Crucis Kapelle am Geismar Tor eine derartige Einrichtung geschaffen, vor allem um armen Frauen das Gebä-

52 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 2, 1765 f., S. 212–222; Taf. I–II; SCHELLENBERG, Borheckbau, 1928, S. 68–74.

53 BRINKMANN, [Art. Borheck], in: Allgemeines Künstler Lexikon, Bd. 13 (1996), S. 57 f.; IMHOF, Borheck, 1996.

54 BORHECK, Entwurf, 1779 u. 1792; DERS. Anweisungen, 1808; DERS., Lehrbuch, 1822. – Dazu die eingehende Arbeit von NIEDERBREMER, Anweisung, 1991. (Expl. im StadtAGö).

55 Nur ausnahmsweise nimmt Borheck in seinen späten Traktaten klassizistische, insbesondere an Kasseler Vorbildern orientierte Entwürfe auf: BORHECK, Anweisungen, 1808, Taf. XI–XIII.

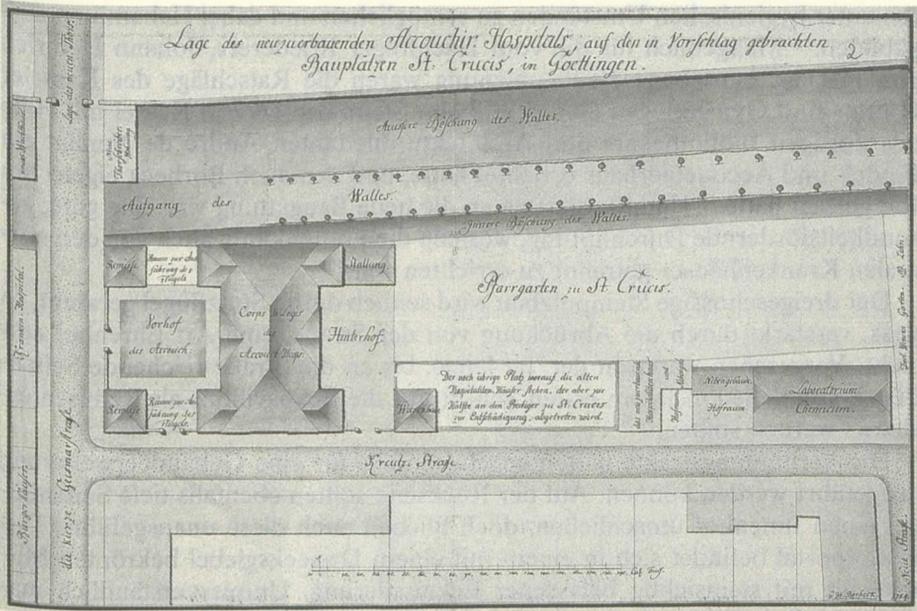


Abbildung 8: Georg Heinrich Borheck, Accouchierhaus, ursprüngliches Projekt (UnivA Gö).



Abbildung 9: Georg Heinrich Borheck, Accouchierhaus, heutige Ansicht (Foto: Christian Freigang).

ren unter hygienischen Umständen zu ermöglichen und dabei Hebammen auszubilden.⁵⁶ Maßgeblich für die vom Nachfolger Roederers, Johann Heinrich von Fischer, betriebene Neubauplanung waren die Ratschläge des Kasseler Hofrats und Gynäkologen Georg Wilhelm Stein, der 1777 in Kassel mit Hilfe des dortigen Bibliothekars und Architekturdilettanten André de Nerciat ein Findel- und Accouchierhaus errichtet hatte, und den auch Borheck eigens um Rat gefragt hatte.⁵⁷ Hauptforderung an die neue Baugattung war eine gute, gesundheitsfördernde Durchlüftung, weshalb die Frauenklinik auch von den normalen Krankenhäuser getrennt zu errichten war.⁵⁸

Der dreigeschossige Steinputzbau wird seitlich durch Stützflügel gerahmt, so dass, verstärkt durch die Abrückung von der Straße, eine Art Ehrenhof entsteht. Vorgesehen waren in der Tat lange, bis an die Straße reichende Seitenflügel, von denen in einem ersten Schritt nur die Eckpavillons als Remisen errichtet werden sollten.

Die Verbindungstrakte hätten gegebenenfalls für eine Gebäudeerweiterung ausgeführt werden können. Auf der Rückseite sollten ebenfalls tiefe Seitenflügel einen Innenhof umschließen, doch blieben auch diese unausgeführt. Das Hauptportal befindet sich in einem mit einem Dreiecksgiebel bekrönten Mittelrisalit mit steinsichtig belassener Eckquaderung. Unmissverständlich machen die dem Schlossbau entlehnten Motive deutlich, welches Prestige der Neuheit der Frauenklinik zugemessen wurde. Dabei muss auch beachtet werden, dass mit dem Gebäude auch das südliche Viertel der Stadt eine bauliche Aufwertung erhielt, wie sie auf der Westseite mit der Allee und dem Kollegienkomplex, auf der Nordseite mit dem Reitstall und der reformierten Kirche seit längerem vorhanden war. Für das insgesamt gleichwohl schlichte Äußere hebt Borheck selbst hervor, dass es »[...] französisch, im Styl des vortrefflichen, höchst, und mit Recht bewunderten le Doux« – also des sogenannten »Revolutionsarchitekten« Charles Nicolas Ledoux – gestaltet sei.⁵⁹ Das herausragende Element des Accouchierhauses findet sich aber im Inneren: Hier öffnet sich in der zentralen Achse und in der vollen Gebäudetiefe ein kreisrunder Schacht, der von oben Licht erhielt und somit die seitlichen, zweibündig organisierten Etagen belichtete. Die Beleuchtung und vor allem die Luftzirkulation in den Etagenkorridoren wurden außerdem durch große, in Dreierarkaden sich an den Stirnseiten öffnende Fenster verbessert. Diese Dreierarkaden verleihen

56 UnivAGö: Kur. 4 IV g.1, v.a. Nr. 3-5; bei PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 1, 1765, S. 236f., fungiert als Vorbild das Accouchierzimmer des Straßburger Bürgerspitals.

57 OSIANDER, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, 1794, xlix-lxxxvii; PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 2, 1765f., S. 259-264, Taf. III-IV; u. Bd. III, S. 453-459; Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel, VI: Kreis Cassel-Stadt, II, 1923, S. 571, Anm. 6; Die Erläuterungen Borhecks in: UnivAGö: Kur., 4 IV g.1, S. 2, 278-295, 422-422, hier 292.

58 VOCH, Bürgerliche Baukunst, 1781, S. 22ff.; Borheck bezieht sich explizit auf RICHTER, Chirurgische Bibliothek, 2. Bd. 1772, S. 28-37; vgl. auch OSIANDER, Denkwürdigkeiten, 1794-95, lxxix-lxxxv, der ausführlich auf die Belüftung und die gesunde Lage des Gebäudes eingeht.

59 UnivAGö.; Kur., 4 IV g.1, S. 422-447, das Zitat 423. Hintergrund ist ein Gutachten des Celler Baumeisters Ziegler, in dem 1785 u.a. die Monotonie sowie die fehlenden »Symmetrie« und »Eurythmie« der Fassaden des Accouchierhauses beklagt wurde.

auch den äußeren Seitenansichten des Gebäudes Fassadencharakter. Im Erdgeschoss wirkt die von einer dorischen Kolonnade umstandene Rotunde wie ein vornehmes Vestibül, denn von hier geht seitlich die zentral in der Gebäuchse geführte gegenläufige Treppe ins Obergeschoss ab. Zu den Vorbildern für den originellen Licht- und Luftschacht dürfte außer dem Hotel Dieu in Lyon und dem Werkhuis in Amsterdam vor allem der Entwurf Johann Dietrich Heumanns für die Universitätsbibliothek zählen, an deren Planung ja auch Borheck seit 1780 beteiligt war.⁶⁰

V. DER UMSCHWUNG ZUM KLASSIZISMUS

Die Aufnahme klassizistischer Formen zeigt sich ab 1800 zunächst in bürgerlichen Neubauten in den reicheren Stadtvierteln. Ein Beispiel dafür ist das 1806 errichtete Stadthaus des Kaufmanns Georg Friedrich Backhaus mit seinen gequaderten Ecklisenen und dem großen Dreiecksgiebel. Viele Altbauten schmückten sich mit einer Putzverkleidung, die die Fassadenkanten durch exakte Eckquaderung hervorhebt (Lange Geismarstraße 14; Haus Ecke Zindel/Groner). Es sind indessen vornehmlich zwei Bauprojekte, an denen sich die Mechanismen deutlich machen lassen, die die Aufnahme von antikisch-klassizistischen und auch neogotischen Formen veranlassten: Die Sternwarte und die erneute Erweiterung der Universitätsbibliothek.

Trotzdem die Astronomie in Göttingen im 18. Jahrhundert bis auf Tobias Mayer (1751 bis 1762) keine bedeutende Vertreter aufzuweisen hatte, galt sie als Fach von großem Prestige und wurde reich mit guten Instrumenten ausgestattet. Auch der Neubau des Observatoriums, das bislang in einem der Mauertürme auf der Südseite untergebracht und technisch voller Mängel war, ging offenbar auf eine direkte Initiative der königlichen Regierung Ende des 18. Jahrhunderts zurück.⁶¹ Mit der Ausführung wurde Borheck beauftragt, der die technisch und baukünstlerisch nicht einfache Aufgabe mit Hilfe vor allem des Gothaer Hofastronomen Franz Xaver von Zach sowie der Angaben des Architekturtraktates von Christian Ludwig Stieglitz anging.⁶² 1805 legte Borheck sogar ein wohl zur Veröffentlichung vorgesehenes Traktat zum Bau der Göttinger Sternwarte vor.

Der hier präsentierte Entwurf besteht aus einer Dreiflügelanlage, in der im Hauptflügel das eingeschossige, mit einem Terrassendach gedeckte und von einer zentralen Tambourkuppel mit dem Fernrohr gekrönte Observatorium untergebracht ist, während die zweigeschossigen, mit Walmdächern gedeckten Seitenflügel die Wohnungen der Astronomen enthalten. Um eine perfekte Stabilität zu gewährleisten, liegt der Bau erhöht auf einer Terrassenplattform, von

60 PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 2, 1765f., S. 261.

61 OSZMER, Universitätssternwarte, 1991.

62 STIEGLITZ, Art. »Observatorium«in: Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst, Bd. III, 1797, v. a. S. 23–26 u. Tafelbd, 4. Tl., Taf. I, Fig. 1–2.

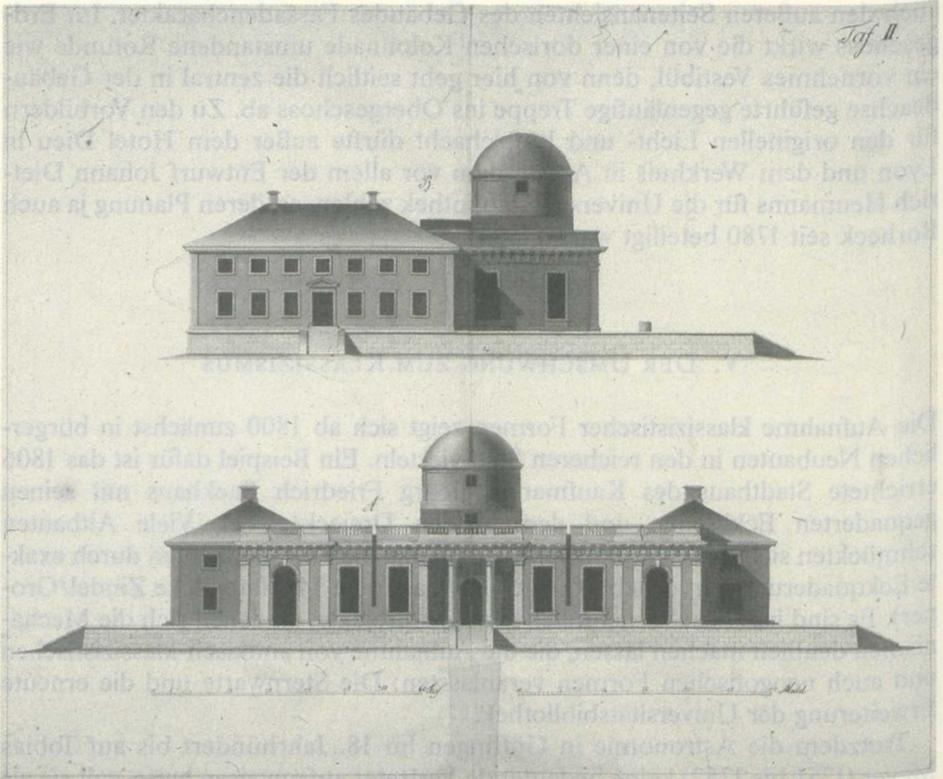


Abbildung 10: Georg Heinrich Borheck, Projekt für die Sternwarte 1805 (Universitäts-Sternwarte).

der aus auch Observationen durchgeführt werden sollten. All diese Dispositionen entsprechen der Gothaer Sternwarte. Interessant ist in unserem Zusammenhang der vorangegangene Planungsverlauf: Ursprünglich vorgesehen als ein Einflügelbau unmittelbar neben dem Wall,⁶³ wurde erst auf Anraten des 1802 in Hannover weilenden Architekten Friedrich Weinbrenner der heutige Standort bestimmt. Der hierfür von Borheck zunächst vorgesehene Einflügelbau enthielt eine zentrale Tambourkuppel, ein flaches Walmdach und einen monumentalen Giebelportikus. Erst die Kenntnis der Gothaer Disposition gab offenbar Anlass zur Umplanung als Dreiflügelanlage mit flachgedecktem Hauptflügel, wie sie im Manuskript von 1805 erscheint. Außerdem ist hier an die Stelle des Säulenportikus eine pilastergerahmte Eingangsloggia getreten, in die zwei dorische Säulen eingestellt sind. Die Eckrisalite des Hauptbaus sind durch Doppelpilaster auffällig markiert. Ein »edler, fester Charakter, der auf die Einbildungskraft wirkt und Stoff zum Nachdenken gibt« sollte nach Borhecks eigenen Worten die Aufgabe der architektonischen Dekoration der

63 OSZMER, Universitätssternwarte, 1991, s. 22; UnivAGö: Kur. 13 a/8, vol. III.

Sternwart sein,⁶⁴ die unter den damaligen Göttinger Gebäuden sicher als das am aufwendigsten instrumentierte gegolten hätte. Bereits 1803 hatte die Grundsteinlegung stattgefunden, doch musste der Bau 1805 infolge der französischen Invasion gestoppt werden, und Borheck zog sich nach Kassel zurück. 1810 schließlich wurde der Bau auf Anweisung König Jérômes und nach einer Begutachtung des Generalbauinspektors Jussow⁶⁵ vom Departementoberbaurat August Leopold Crelle in der äußeren Erscheinung und in der Konstruktion durchgreifend überarbeitet.⁶⁶ Unter dem neuen Universitätsbaumeister Justus Heinrich Müller wurde der Bau bis 1816 ausgeführt.

Obwohl Crelle bzw. Müller die Disposition Borhecks beibehielten, veränderten sie das Aussehen der Sternwarte beträchtlich: Das schon von Borheck kreisrund projektierte Vestibül erhält nun vier Wandnischen, in seinem Äußeren wird der Hauptbau in präzise gearbeitetem Sichtquaderwerk ausgeführt, die Pilaster fallen fort, die Säulen der Eingangsloggia sind nunmehr griechische dorische Säulen ohne Basis, und auch das Gebälk entspricht archäologisch genau dieser Ordnung. Für den alternden Borheck, der den Bau 1812 besuchte, war diese Aufnahme griechisch-antiker Formen ein Regelverstoß gegen die ihm vertrautere römische dorische Ordnung, welche »aus bloßem Kunstneid« vorgenommen worden sei.

Um die Bedeutung der Sternwarte zu verstehen, sind einige zusätzliche Aspekte anzusprechen: Gleichzeitig nämlich mit dem Bau der Göttinger Sternwarte bemühte sich der Braunschweigische Herzog Carl Wilhelm Ferdinand um eine eigene Universität und versuchte dazu, den zu dieser Zeit in Braunschweig und Helmstedt lebenden, bereits berühmten Mathematiker Carl Friedrich Gauß zu berufen und eine große Sternwarte zu erbauen. Als technischer Berater wirkte eben derselbe Franz Xaver von Zach, der auch Borheck zur Seite stand. Als Architekt arbeitete kein geringerer als Peter Joseph Krahe, der 1803 herzoglicher Baudepartementsleiter geworden war, das Projekt einer großen zweigeschossigen Rotunde aus.⁶⁷ Das Tauziehen um Gauß gewann schließlich Göttingen, selbst wenn die technische Qualität der Sternwarte dem Mathematiker später ungenügend erschien. Der aufwendige Entwurf Borhecks erklärt sich jedenfalls auch aus dieser Konkurrenzsituation, in die er überdies direkt involviert war. Borheck hatte sich nämlich 1803 eben mit seinen Sternwartenplänen auf die Braunschweiger Stelle beworben, welche schließlich Krahe erhalten sollte.

Der hohe gestalterische Anspruch der Sternwarte blieb auch in ihrer ausgeführten Version erhalten: Die Portalloggia mit eingestellten Säulen und das nachfolgende kreisrunde Vestibül gehören zu Standardmotiven des gehobenen Wohnbaues um 1800. Die architektonischen Ambitionen der Sternwarte führten somit insgesamt dazu, die Göttinger Architektur auf einen aktuellen Stand zu bringen, dem das spätbarock-klassizistische Idiom Borhecks offenbar nicht

64 BORHECK, Entwurf, 1779, S. 18.

65 THIERSCH, Göttingen, 1926, S. 57, Anm. 115.

66 UnivAGö: Kur. 13 a 8. Ich danke Herrn Jens-Uwe Brinkmann für den wichtigen Hinweis auf Crelle!

67 DORN, Krahe, 1971, S. 93 ff.

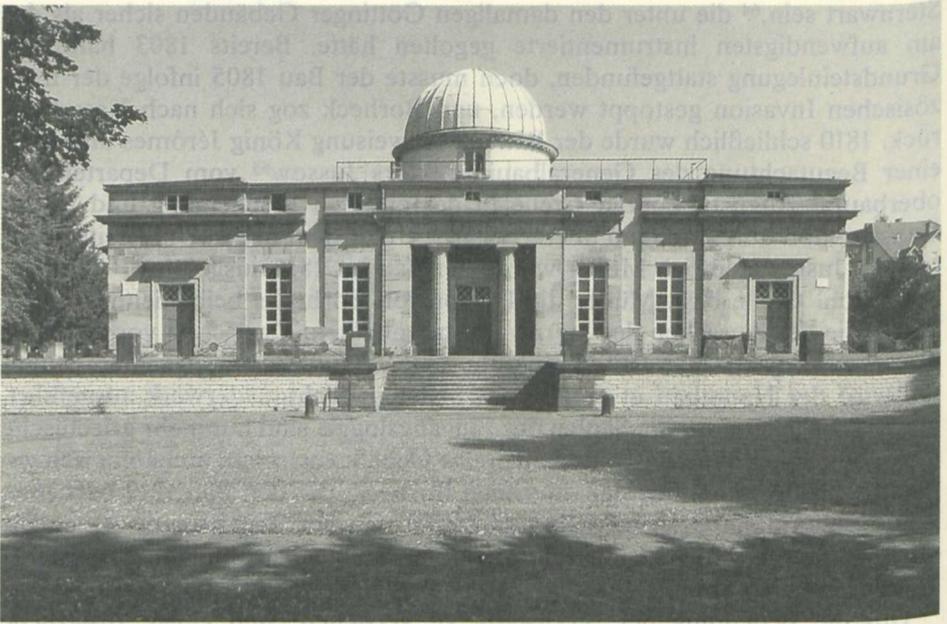


Abbildung 11: Sternwarte, ausgeführter Bau, heutige Ansicht von Süden (Foto: Christian Freigang).

mehr gerecht wurde.⁶⁸ Crelle, der 1802 in Berlin das Große Architekturexamen abgelegt hatte und anschließend Oberbaurat in Westfalen war,⁶⁹ wie auch Justus Heinrich Müller, der in Kassel unter Jussow studiert und gearbeitet hatte,⁷⁰ schlossen mit ihrem an griechische Formen angelehnten Vokabular an aktuelle Strömungen in Kassel, Braunschweig (Krahe) und Berlin an. Auslöser dieser Umorientierung war also die Tatsache, dass im Königreich Jérômes Kassel die Residenzstadt war und entsprechend Jussow als Generalbauinspektor zuständig für die Göttinger Bauaktivitäten war. Crelle intervenierte ebenfalls in seiner offiziellen Funktion im Reich von Napoleons Bruder. Jussow oder Krahe waren schon 1808 für die Errichtung eines ephemeren Triumphtors für den Einzug König Jérômes in Göttingen tätig gewesen.⁷¹ Die neue zentrale Verwaltung markierte also auch im architektonischen Geschehen Göttingens die Abwendung von der regionalen spätbarocken Tradition.

Ein zweiter Fall, an dem wiederum dieselben Protagonisten beteiligt sind, bestätigt diesen Umbruch. Die rasch wachsende Universitätsbibliothek bedurfte einer weiteren Vergrößerung. 1801 legte Borheck zwei Projekte vor, die vorsahen, die gotische Paulinerkirche abzureißen. An ihrer Stelle sollte ein gro-

68 Vgl. hierzu auch Fiorillos kritische Rezension von Borhecks Landkirchentraktat, in: GGA 1808, II, S. 1329–1332.

69 Zu Crelle: Allgemeines Künstler Lexikon, Bd. 22, S. 222.

70 Zu Müller: UnivAGö: Kur. 13 d 5, Nr. 2-3, 8-9, 11-15.

71 DORN, Krahe, Bd. III, 1997, S. 19–20, Kat. 538.

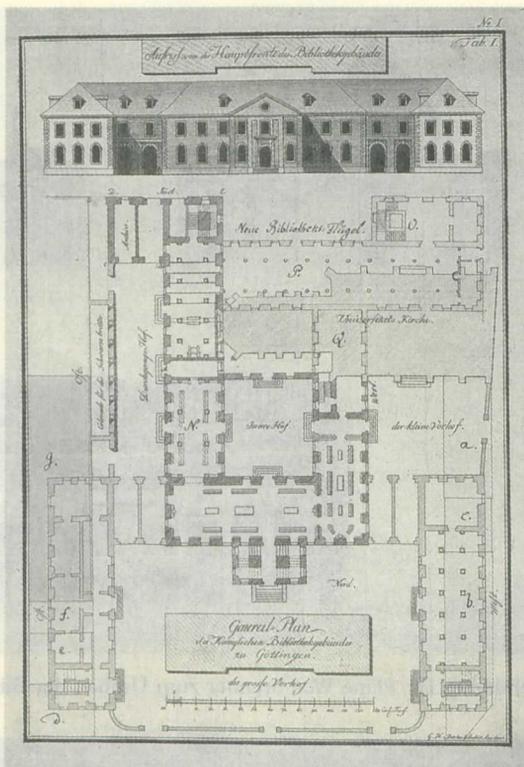


Abbildung 12:
Georg Heinrich Borheck,
Entwurf zum Umbau der
Bibliothek, 1801 (NSuUB).

Der neuer Bibliotheksflügel in West-Ost-Erstreckung entstehen. An dessen West-ende sollte sich gemäß dem einen der Pläne eine neue Universitätskirche erheben: Der außen achteckige Zentralgrundriss hätte im Inneren rund geführte Sitzreihen und eine von acht Säulen getragene Empore enthalten. Der andere Plan sah an dieser Stelle ein Treppenhaus vor, das in einem vierachsigen Eckpavillon zur Paulinerstraße vorspringen sollte. Zusammen mit dem etwas älteren Ergänzungsbau am Ostflügel wäre hier also eine regulierte, langgestreckte Fassade zur Paulinerstraße entstanden.

Angesichts der Bedeutsamkeit des Projektes wurde im Jahr 1802 wiederum Weinbrenner von der Regierung mit einem Umnutzungskonzept der Paulinerkirche beauftragt,⁷² das gemäß einem schon länger diskutierten Plan vorsah, die Kirche durch einen Zwischenboden zu unterteilen, den oberen Raum für die Bibliothek, den unteren als Auditorium zu nutzen.

Weinbrenner konservierte dabei nicht nur wichtige Elemente des mittelalterlichen Baues, er versuchte darüber hinaus, dessen gotischen Charakter zu

⁷² HARTMANN/FÜCHSEL, *Universitätsbibliothek*, 1937, S. 103 ff. Das Wissen um die Interventionen des großen Karlsruher Architekten auf die wichtigen Göttinger Projekte ist noch lange danach präsent. Vgl. Schreiben Heerens an den Minister v. Ompteda, Nov. 1834, zit. in: THIERSCH, *Göttingen*, 1926, S. 52, Anm. 92; Zum Misstrauen gegenüber Borhecks Fähigkeiten, ebd., S. 53 f., Anm. 100.

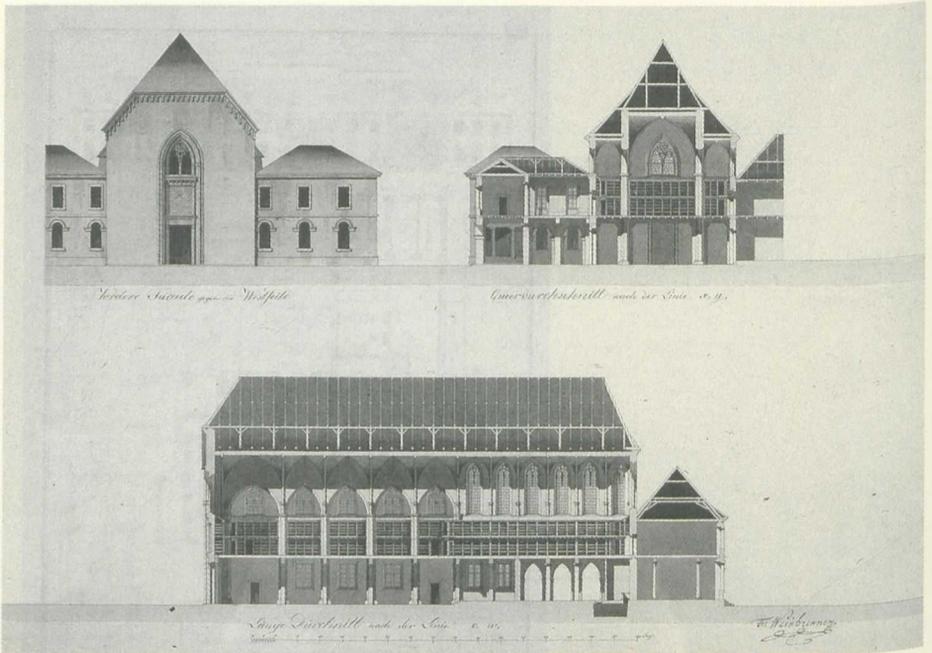


Abbildung 13: Pläne Weinbrenner zum Umbau der Bibliothek (NSuUB).

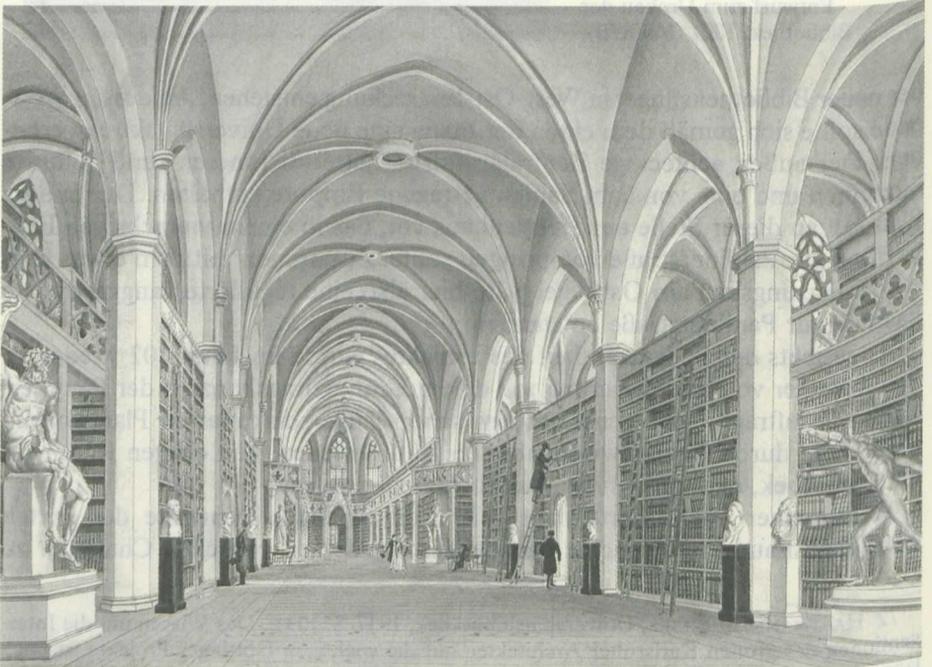


Abbildung 14: Innenansicht der Paulinerkirche mit Bibliotheksaal im 19. Jahrhundert (NSuUB).

verstärken. Dies geschah vor allem durch einen Ausbau der Westwand als neugotischer Portalfassade mit einem erneuerten Maßwerkfenster darüber. Bemerkenswert an der Göttinger Lösung ist, dass die neugotischen Elemente nicht – wie damals noch üblich – für Gartenarchitekturen angewandt wurden, sondern an einem öffentlichen Gebäude inmitten der Stadt. Die Westfassade ist sogar als monumentaler gotischer Mittelteil zwischen symmetrisch begleitende klassizistische Seitenbauten zum Papendiek gesetzt und mit diesen über die Weiterführung der Geschossgrenzen in gestalterische Beziehung gesetzt.⁷³

Weinbrenners Planung wurde Borheck zur Verwirklichung aufgetragen,⁷⁴ doch der Umbau der Kirche verzögerte sich wegen des Einmarschs der Franzosen und des Ausscheidens des Universitätsarchitekten aus dem Dienst. Das Projekt wurde erst von Justus Heinrich Müller zwischen 1808 und 1812 ins Werk gesetzt. Auf den Bau des Flügels entlang der Paulinerstraße verzichtete man, nur die Umgestaltung der Kirche kam zur Ausführung. Das grundsätzliche Konzept Weinbrenners wurde dabei beibehalten, doch der neugotische Charakter im Inneren weiter akzentuiert.⁷⁵

Schlanke Säulchen mit einer Art Kelchkapitell trugen die Galerien, darüber erstreckte sich eine hölzerne Brüstung in Maßwerkformen. Im Scheiteljoch der Apsis krönte ein von Fialen begleiteter Wimperg mit Dreistrahlfüllung den Eingang zum Kollegengebäude. Auch hier führte Müller Tendenzen fort, die ihm durch die neugotischen Bauten Jussows – etwa die Löwenburg im Park Wilhelmshöhe – bekannt waren. Im Einzelnen griff Müller aber offensichtlich vor allem auf englische Vorlagen zurück: Die mit schlanken Maßwerkklanzetten und Zwickelrosetten ornamentierten Türen der Galerieaufgänge etwa sind Miniaturausgaben der großen Fenster des englischen *Perpendicular Style* des 14. Jahrhunderts, der in Göttingen beispielsweise über die Bauaufnahmen der Kathedrale von Exeter, die John Carter 1797 herausgegeben hatte, konsultiert werden konnte. Die Säulchen der Galerien hingegen, auf deren Kelchkapitellen der Galerieboden und die Brüstung wie im Sinne eines Gebälks aufsetzten, sind nach Art der klassischen Ordnungen, aber eben in gotischer Ausführung, entworfen. Auch hierfür lassen sich englische Traktate, beispielsweise Batty und Thomas Langleys »Gothic Architecture Improved« von 1747 anführen. – Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die bereits zuvor dezimierte neugotische Innenausstattung restlos entfernt. – Als in den Jahren 1821/22 die seit 1803 als Militärmagazin genutzte Nikolaikirche als neue Universitätskirche ausgebaut wurde, konnte Müller seine Kenntnisse in neugotischer Architektur ein weiteres Mal anwenden.

Der maßgebliche Eindruck der klassizistischen, die klaren Außendispositionen eines Palladio aufnehmenden Architektur in Kassel machte sich auch an einem der letzten Werke von Justus Heinrich Müller bemerkbar: Der seit 1819 geplanten, von 1828 bis 1829 errichteten und 1945 zerstörten Neuen Anatomie.⁷⁶

⁷³ MEINERS, Annalen, 1804, S. 91; FREIGANG, Architektur, 1994, S. 77–87, Kat. Nr. 115–119.

⁷⁴ MITTLER, Paulinerkirche, 1994, Kat. Nr. 120ff.

⁷⁵ Dies auch betont von PÜTTER, Gelehrten-Geschichte, Bd. 3, 1765f., S. 397.

⁷⁶ UnivAGö: Kuratorium 4 IV d.20; Novum Theatrum anatomicum [...], 1829; THODE, Anatomie, 1979, S. 171–189.

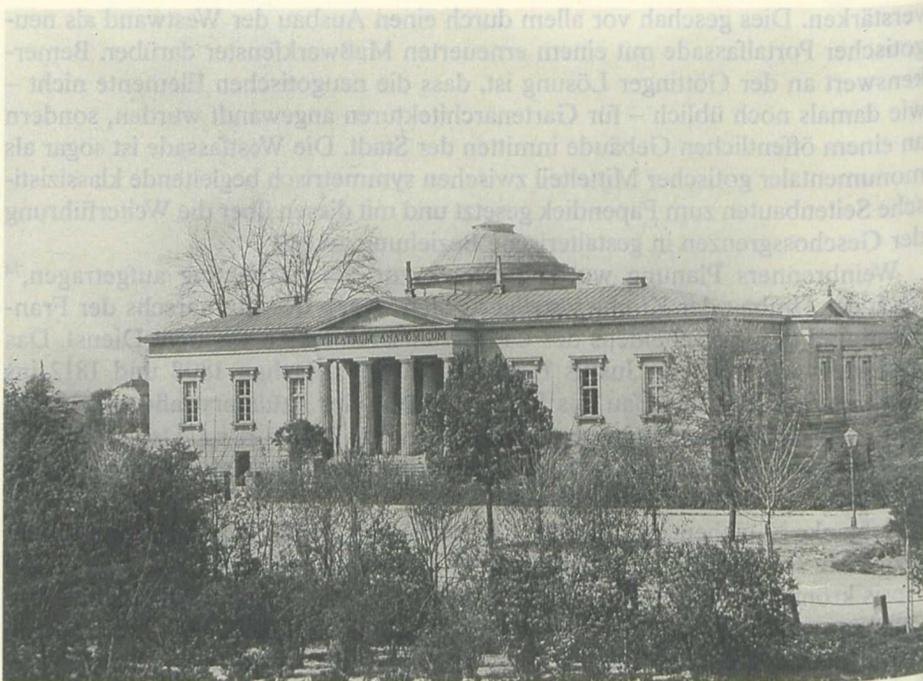


Abbildung 15: Justus Heinrich Müller, Neue Anatomie (Städtisches Museum Göttingen).

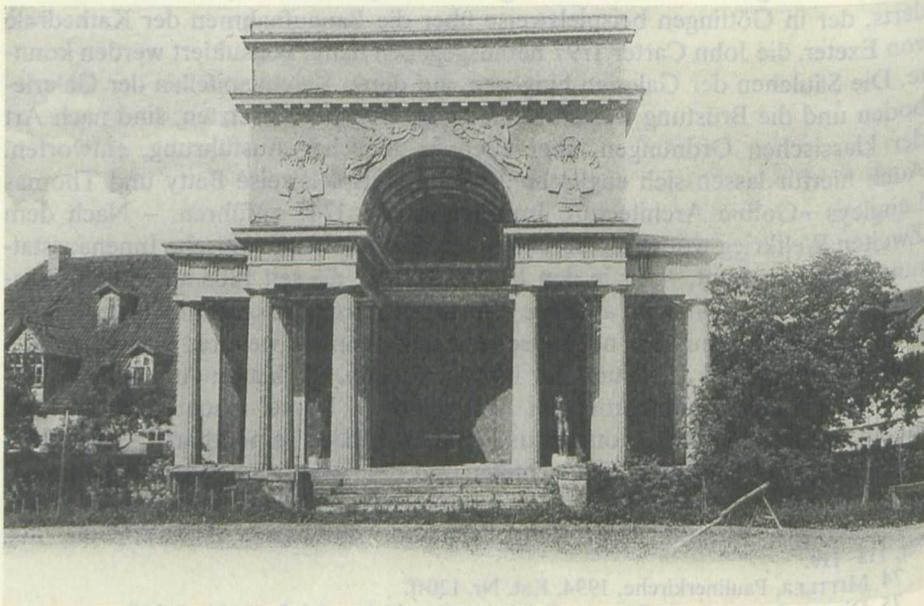


Abbildung 16: Justus Heinrich Müller, Triumphbogen auf dem Reitgelände (Städtisches Museum Göttingen).

Deren breitgelagerte, eingeschossige Vorderfront erhielt durch einen vier-säuligen dorischen Giebelportikus und an der Rückseite durch eine Tambourkuppel über der exedraartig vortrenden Vorlesungsrotunde einen markanten Mittelakzent. Dies sind Dispositionen, die etwa auch in den Entwürfen Jus-sows für das Palais Veltheim in Braunschweig von 1800 zu finden sind. Die Anatomie wurde initiiert von dem Medizinprofessor Conrad Johann Martin Langenbeck, der schon 1809 in der Geiststraße sein chirurgisches Hospital als Ersatz über die ungenügende Hallersche Anatomie eingerichtet hatte. Müller starb 1825, die Bauleitung übernahm Otto Praël, die Ausführung lag in den Händen von Christian Friedrich Andreas Rohns, die Stuckkapitelle im Inneren der Rotunde schuf der Kasseler Akademieprofessor Johann Christian Ruhl. Praël entwarf und erbaute hinter der Anatomie 1828 bis 1829 auch das acht-eckige Mazerationshaus (zur Skelettierung von Leichenteilen). Die Neue Ana-tomie bildete einen wichtigen *Point de vue*, wurde sie doch außerhalb des Walls in der Achse der Allee im Bereich des heutigen Busbahnhofs angelegt. Die Allee wurde neu mit Ahornbäumen bepflanzt und hinter dem Gittertor inner-halb einer entlang des Walls geführten englischen Parkanlage bis vor die Ana-tomie verlängert. Damit wurde ein Ensemble vervollständigt, das vom Kom-plex der Universitätshauptgebäude im Paulinerkloster über die insbesondere von Professoren bewohnte Allee bis an die Anatomie reichte. Zudem hatte Müller unweit der Goetheallee auf der Reitbahn zum Einzug König Georgs IV. 1821 eine bis 1905 überdauernde Staffagearchitektur in Form eines monumen-talen, von dorischen Säulen getragenen Triumphbogens erbaut.

Etwas später, 1846–50, sollte mit dem Bau des Universitätshospitals in der Geiststraße durch Christian Adolf Vogell und einem gegenüberliegenden, an den Wall führenden Park das Alleearéal weiter ausgebaut werden. Mit der Er-richtung des Bahnhofes 1854, des Hotels Gebhard (1862) sowie des neben und in der Flucht der Anatomie erbauten Naturhistorischen Museums (1869–1877) im Westbereich der Allee sowie des monumentalen Erweiterungsbaus der Uni-versitätsbibliothek als östlichem Abschluss in der Prinzenstraße (1877–1882) entwickelte sich die Alleestraße weiter zu einer signifikanten Haupterschlie-ßungsachse der Stadt, die von »Palästen der Wissenschaft« bestimmt wurde. Die Zerstörung der Anatomie 1945, die heutige Abschneidung des Bahnhofes vom Stadtkern durch den vierspurigen Stadtring, die Verbauung der Gärten zwischen Geiststraße und Wall sowie die Abholzung der Baumreihe in der Goetheallee lassen die ehemals herausragende Bedeutung des Komplexes um die Goetheallee heute kaum mehr erahnen.

Für die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ist aber hervorzuheben, dass mit der Sternwarte und der Anatomie Göttingen seine Peripherie durch an-spruchsvolle klassizistische, Landvillen nachempfundene Bauten bereicherte. Diese erhoben sich innerhalb eines parkartigen Gürtels außerhalb der ehem. Gräben, die an vier Stellen zu Teichen umgewandelt worden waren. 1827 wurde zudem der botanische Garten außerhalb des Wallbesitzes bedeutend vergrößert, wo 1808 J. H. Müller ein neues, weit verglastes Treibhaus errichtet hatte. Diese von den Zeitgenossen überaus positiv wahrgenommenen Verschöne-rungsmaßnahmen veranlassten auch die Erbauung von mehreren privaten

Gartenhäusern außerhalb des Walles; aufgeführt sei etwa die palladianische Umgestaltung des Gartenhauses für Eduard von Uslar-Gleichen 1827 im Süden der Stadt (heute Feuerschanzengraben 7).⁷⁷ Der Zimmermeister Andreas Christoph Freise errichtete sich 1829/30 knapp vor dem Weender Tor ein aufwendig mit einer übergiebelten Portikusblende instrumentiertes, dreigeschossiges Wohnhaus. Auch Professoren zogen in Einzelfällen in den Außenbereich der Stadt, etwa der Philosoph Karl Christian Friedrich Krause, der sich 1825 im Anwesen Nikolausberger Weg 15 einrichtete. Vor allem sind in diesem Zusammenhang wichtige Gebäude im Ostbereich der Stadt zu nennen, welche vom Bauunternehmer und Baumeister Christian Andreas Rohns als Investitionsobjekte geplant und ausgeführt wurden: In Ergänzung zu dem 1819 eingerichteten Freibad zwischen Walke- und Stegemühle erbaute er in den Jahren 1819 bis 1820 in »Ulrichs Garten« zwischem dem Albanitor und dem sogenannten »kleinen Feuerteich« knapp außerhalb des Walles ein Badehaus. Ob seiner modernen Einrichtung (sog. russische Dampfbäder, Duschen, warme und kalte Wannebäder) fand es umgehend großen Anklang und musste deshalb bald durch einen (banalen) Erweiterungsbau vergrößert werden.



Abbildung 17: Christian Andreas Rohns, sog. Rohnssche Badehaus, alte Ansicht vor Neuerichtung (Städtisches Museum Göttingen).

⁷⁷ WILHELM, J. Gartenhaus, 1998, S. 43 ff. Zur Erbauungszeit gab es insgesamt 38 Gartenhäuser außerhalb des Walles.

Das zwölfeckige, zweieinhalb Geschosse hohe, turmartige Kerngebäude war ein Kuriosum, das verschiedene Funktionen auf beschränktem Raum unterbrachte (und somit die Rendite verbesserte). Über dem Bade- und Umkleebereich lagen im Obergeschoss sechs vermietbare Räume für Badegäste, und die von einer Balustrade umgebene, bald mit verschiedenen Aufbauten überdeckte Dachplattform diente ursprünglich wohl als Aussichtsterrasse.⁷⁸ In origineller Weise erhielten die Geschosse durch einen runden zentralen Schacht Licht, eine Lösung, die an Borhecks Accouchierhaus erinnert. Mit der äußeren Gestaltung verfolgte Rohns noch weitere Ziele. Der antikisierende Reliefschmuck auf dem Fries zwischen Erd- und Oberschoss mit den Darstellungen von Äsculap und Hygieia bezieht sich in seiner Themenwahl natürlich auf die Zweckbestimmung des Baues. Auch galt eine zentral organisierte Anlage, wie sie das Rohns'sche Badehaus aufweist, aus Gründen einer optimalen Wasserverteilung damals als für die Bauaufgabe ideale Grundform.⁷⁹ Insgesamt entspricht der turmartige Bau aber weder den schlichten damaligen Badehäusern von Heilbädern noch den prunkvollen fürstlichen Badeanlagen. Mit der Außengestalt spielte Rohns vor allem auf antike Architekturen wie den Athener Turm der Winde bzw. auf moderne Gartenpavillons an, die ihrerseits dieses Gebäude variieren. Das Casino von William Chambers im Park von Tanfield Hall kann Rohns durch Abbildungen bekannt gewesen sein.⁸⁰ Wie dem auch im Einzelnen sei, der Hauptaspekt der Außenerscheinung des Badehauses dürfte darin bestanden haben, eine pavillonartige Staffagearchitektur abzugeben, die vor den Hängen des Hainbergs und in Nachbarschaft des kleinen Teichs, des Walles und der Albanikirche pittoreske Ansichten abgab. Dass für das Badehaus antike Formen gewählt wurden, sollte angesichts der handwerklichen Ursprünge Rohns' nicht überinterpretiert werden. Eine kompakte Bauform war nötig, und eine antikische Dekoration verbürgte allemal den Eindruck einer gewissen Eleganz. Die Wallanlagen erhalten dadurch jedenfalls auf der Ostseite Elemente des englischen Landschaftsgartens, die das Promenieren attraktiver gestalteten.⁸¹

Ganz in diesem Sinne hatte Rohns ursprünglich das Badehaus mit einem Getränkeausschank verbinden wollen. Verwirklichen konnte er dies erst in einem eigenen Ausflugslokal, das er 1828 bis 1830 hoch über der Stadt auf dem Hainberg errichtete. Der auf einer weit aus den Abhang vorkragenden Terrasse sich erhebende kubische Baukörper mit Walmdach enthielt als markante Motive zur Stadt und auf der rückwärtigen Eingangsseite Giebelrisalite mit einer kräftigen Kolossalpilastergliederung. Umgeben war der »Rohns« von eigens

78 WEIBEZAHN, Badehaus, 1975, S. 217–246; StadtAGö: AA, 592. Die ersten Bemühungen Rohns' um den Bauplatz stammen aus dem Jahr 1816.

79 ERSCH/GRUBER, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Bd. VII, Art. »Bad«, S. 75.

80 WEIBEZAHN Badehaus, 1975, S. 238.

81 Der 1935 nach mehreren Versetzungen in den Schillerwiesen aufgestellte sog. Jérôme-Pavillon aus dem späten 18. Jahrhunderts stand um 1800 in einem Garten vor dem Groner Tor RÖHRBEIN, Jérôme-Pavillon in: GöttMonatBl., 2, (1974), S. 4.

gepflanzten Bäumen, Kinderspielen und Gartenpavillons.⁸² Auch hier war für die einesteils überinstrumentierte, andernteils etwas unmodern erscheinende architektonische Form des recht großen Gebäudes sein landschaftsgestaltender Charakter entscheidend, gibt es doch vor, ein barockes Lustschloss in den Göttinger Bergen zu sein. Ein Pendant dazu war der vor 1818 errichtete exotische Pavillon auf dem Ascherberg,⁸³ – Der Rohns wie auch das Badehaus sind in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts Opfer von entstellenden Umbauten und Umnutzungen (Rohns) bzw. eines Abrisses mit anschließender, unfachgerechter Rekonstruktion (Badehaus) geworden.

Der Maurermeister und Bauunternehmer Rohns (1787 Lodersleben b. Querfurt – 1853 Göttingen) ist sozialgeschichtlich eine interessante Figur in der Architekturgeschichte. Er errang seit den zwanziger Jahren eine monopolartige Stellung für die Ausführung öffentlicher Bauten der Stadt wie der Universität. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend konnte er somit zum Leiter einer Art Großbetrieb aufsteigen, der ideenreich investierte: in Spekulationswohnhäuser, Ausflugslokale oder Badeanstalten, aber auch etwa in die Anlage eines Weinberges am Hainberg oder die Salzgewinnung.⁸⁴ In seinen architektonischen Entwürfen musste sich Rohns dabei den unterschiedlichen Bedürfnissen eines anspruchsvoller gewordenen Bürgertums in Göttingen anpassen, was sich in einer erstaunlichen gestalterischen Variationsbreite äußerte, die als Zeugnis eines Historismus *avant la lettre* zu bezeichnen ist: vom traditionellen Fachwerkbau über spätbarocke Idiome bis hin zu antikisch klassizistischen Gestaltungsweisen. Weder überwog ein pragmatischer Funktionalismus wie zur Mitte des 18. Jahrhunderts, noch eine verpflichtende Stileinheitlichkeit. Vielmehr wirkte sich hier offenbar ein neuer Bildungsanspruch aus, der über einen verfeinerten Geschmack auch die stilistische Angemessenheit der Architekturen bewerten und einordnen wollte. Allzu tieferschürfend kann dieser Diskurs wohl nicht gewesen sein; dies zeigen Rohns zwar originelle, sicher aber nicht raffiniert zu nennende Bauten wie auch zeitgenössische Architektururteile, die etwa die Anatomie zwar richtig als »im griechischen Stil« beschreiben, das Accouchierhaus hingegen lobend, aber wenig korrekt als Nachahmung eines Florentiner Palastes erachteten.⁸⁵

82 NISSEN, »Der Rohns«, in: Göttinger Monatsblätter, 14, (1975), S. 1 ff.; RÜTTGERODT-RIECHMANN, Stadt Göttingen, 1982, S. 86.

83 BREDNICH Denkmale, 1997, Nr. 085a, dort unrichtig auf dem Holtenser Berg lokalisiert.

84 MEINHARDT, Rohns, 1975.

85 RÖSSLER, Göttingen, 1854, S. 57. Die gut sichtbaren Seitenfassaden mit ihrer Dreierarkade enthält zwar Anklänge an venezianische Renaissancepläste, doch dürfte dies von Borheck kaum angestrebt worden sein.

VI. DER SPÄTE KLASSIZISMUS IN GÖTTINGEN

Diese Bemerkungen erscheinen als Kontrast zur wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung der *Georgia Augusta* wichtig. So stellte die Universität in ihrer Bibliothek zahlreiche ältere und zeitgenössische Architekturtraktate zur Verfügung, und sie wurden insbesondere von dem Kunsthistoriker Johann Dominikus Fiorillo in den »Göttingischen Gelehrten Anzeigen« fleißig rezensiert.⁸⁶ Und mehr noch: Die spätaufklärerische Prägung der Göttinger Universität seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, in der sich die historischen Kulturwissenschaften früh und umfassend etabliert hatten, beförderte entschieden die umfassende neuhumanistische Ausrichtung der Universität bis 1837. Hierbei nahmen – vorbereitet durch das lange Wirken von Johann Gottlieb Heyne – gerade die Altertumswissenschaften eine herausragende Rolle ein, insbesondere auch dank des seit 1819 wirkenden Archäologen Karl Otfried Müller.⁸⁷ Dass diese Entwicklungen aber generell einen gelehrten und subtilen Diskurs um Architektur und ihre Programmatik befördert hätten, lässt sich indessen nur für einen späten, allerdings bedeutsamen Ausnahmefall feststellen: Die Aula auf dem Wilhelmsplatz.⁸⁸

Notwendig war ein eigenes Gebäude für die Gremien und die Verwaltung der Universität sowie für einen Promotions- und einen Festsaal schon lange, denn das bislang zu diesen Zwecken genutzte Konzilienhaus war geradezu notorisch baufällig. Außerdem musste die architektonische Repräsentation der *Georgia Augusta* mit der anspruchsvollen Bautätigkeit an den Universitäten Leipzig und Halle gleichziehen. Anlass für den Neubau der Aula gab die Säkularfeier der Universität im Jahr 1837. Das Gebäude entstand am Neuen Markt, also an einem Platz, der erst kurz zuvor von der Stadt zu einem neuen Zentrum öffentlichen und kulturellen Lebens ausgebaut worden war. Seit 1811 war dies betrieben worden, zunächst, um hier eine neue Hauptwache und ein Spritzenhaus zu errichten. 1820 wurde dieses Vorhaben mit dem Abriss der den Westteil des Platzes einnehmenden Franziskanerkirche, des östlich davon stehenden Alten Kanzleigebäudes und des Comödienhauses südlich des Kirchenchores umgesetzt. Die vorgesehene Bebauung kam allerdings nicht zur Ausführung. 1822/24 ließ man durch Rohns nach Plänen von Justus Heinrich Müller als Westabschluss des Platzes die neue Justizkanzlei als klassizistisches dreigeschossiges Gebäude errichten. Daneben entstand ein Auditorium mit einem Ball- und Concertsaal im Obergeschoss, in dem sich 1834 das erste Göttinger Theater einrichtete. Im Winkel dazu schloss anstelle des geplanten Sprit-

⁸⁶ Ich danke Claudia Schrapel, die eine ausführliche Studie über Fiorillos wissenschaftsgeschichtliche Position vorbereitet, für manchen anregenden Hinweis.

⁸⁷ Zum Themenkreis etwa CLASSEN, *Klassische Altertumswissenschaft*, 1989; BAUMGARTEN, Professoren, 1997, passim.

⁸⁸ PÜTTER, *Gelehrten-Geschichte*, 1838, Bd. 5, S. 73–81 u. v.a.; THIERSCH, Göttingen, 1926 und demnächst eine eigene Studie von Karl Arndt, Marianne Bergmann und Christian Freigang. Die wichtigsten Akten zur Universitätsaula in: UnivAGö: Kur. 13 b 2–4 und HStAH: Hann. 92, Nr. 1033.



Abbildung 18: Wilhelmsplatz um 1830, Aquarell von Friedrich Besemann (Städtisches Museum Göttingen).

zenhauses die Restauration mit Billardsälen an. Ein weit auskragender Altan vor dem Portal ermöglichte, dem Treiben auf dem Platz von erhöhter Stelle aus zuzusehen.⁸⁹

In der östlichen Verlängerung stand das alte Gymnasium, schräg gegenüber das stattliche Palais des Bürgermeisters Conrad Hieronymus Tuckermann (1765–1831). Dadurch hatte der mit einem Baumrondell bepflanzte Platz zwar seine heutige längsrechteckige Ausdehnung und ein anspruchsvolles Gepräge, kaum allerdings eine einheitliche architektonische Gliederung erhalten.

Nachdem 1831 mehrere mögliche Standorte für die Aula erörtert worden waren – unter anderem auf dem Grundstück des heutigen Auditoriums und in der Nähe des Grätzelhauses, in dem Auditorium am Neuen Markt oder im Borheckflügel der Universitätsbibliothek – wurde 1832 gegen einige Widerstände, die u. a. die Entfernung zu den Kernbauten der Universität beklagten, der Bauplatz auf dem Gelände des Tuckermann'schen Hauses und der Stadtwaage an der Nordseite des Neuen Marktes beschlossen. 1835–1837 konzipierte und errichtete Praël den großen klassizistischen Bau des Aulagebäudes auf T-förmigem Grundriss. Der Haupttrakt erstreckt sich weit in die Tiefe, doch der dem Platz zugewandte Querflügel entwirft eine breite, den Platz dominierende Fassade.

89 StadtAGö: AA Klostersachen n° 8; AA, 688.

Mit einem Schlag griff die Universität nun also in die städtebauliche Neuordnung auch des östlichen Stadtviertels ein, das noch bei der Standortfindung vielen Universitätsangehörigen als zu abgelegen erschienen war. Während der Errichtung der Aula erhielt das gegenüberliegende Gymnasium einen Dreiecksgiebel, um ein Pendant zur neuen Fassade zu bilden; in deren Mittelachse errichtete Ernst von Bandel auf dem Platz ein Standbild von Wilhelm IV., dem Stifter des neuen Universitätsgebäudes.

Der Grundsteinlegung am 7. April 1835 vorangegangen waren mehrere Planungsetappen: Wichtig ist hierbei ein auf den 19. Februar 1832 datierter Vorentwurf Praëls. Dieser weist wesentliche Unterschiede zum ausgeführten Bau auf.⁹⁰

Zwar ist die Baumassenverteilung bereits der heutigen vergleichbar, allerdings mit dem Unterschied, dass noch ein weiterer Flügel entlang der Burgstraße vorgesehen war. Vor allem aber ist bemerkenswert, dass der Aularaum ebenerdig und eingeschossig angelegt ist. Über das von dorischen Säulen getragene Mittelschiff der dreischiffigen Halle sollte sich eine hölzerne Tonne wölben. Die Anordnung der Aula im Erdgeschoss hat weitreichende Konsequenzen: Das Gebäude sollte durch drei schlichte, ebenerdig gelegene Portale in der Achse des Festsaals betreten werden, die zunächst in ein eingeschossiges Vestibül geführt hätten, von welchem man wiederum über eine einzige Flügeltür Zugang zum Festsaal erhalten hätte. Die Treppen zur Erschließung der beiden Obergeschosse des Platzflügels sollten reine Nutztreppen in den Winkeln zwischen Quer- und Längstrakt sein. Entsprechend hätte auch den Obergeschossen, die unter anderem Hörsäle und das Mineralienkabinett enthalten sollten, ein repräsentativer Charakter weitgehend gefehlt. Auch in der Außenerscheinung wäre dieser Bau von äußerster Schlichtheit gewesen, denn aufwendigere Gliederungselemente sind weder den Plänen zu entnehmen noch rekonstruierbar.

Erst kurz vor Baubeginn modifizierten Bauherren und Architekt von November 1834 bis Februar 1835 das Konzept, das schließlich am 10. März die königliche Approbation erhielt: Der Festsaal wird nunmehr als höhergelegene, über zwei Geschosse reichende langgestreckte Emporenhalle konzipiert, die über einen niedrigeren, als Promotionszimmer dienenden Vorraum, die sogenannte »Kleine Aula« und das Foyer hinter der Fassade erschlossen wird. Die Kleine Aula kommuniziert durch drei große Flügeltüren mit dem großen Festsaal, so dass sich bei geöffneten Türen Platz für 1300 bis 1400 Personen ergibt.

Auf das Foyer führt vom quadratischen Vestibül im Erdgeschoss eine in Querrichtung angelegte gegenläufige Doppeltreppe zu je drei Läufen. Vom Foyer aus erhält man außerdem Zugang zum Zimmer des Universitätspräsidenten im Osttrakt und der Akademie im westlichen Flügel. Die Originalität des Gebäudes liegt zunächst in ihrer intelligenten, T-förmigen Verbindung eines längsgerichteten Fassaden- und eines in die Tiefe sich erstreckenden Auflügels. Der eigentliche Festsaal bildet dabei die Klimax einer deutlich skandierten Raumabfolge von Freitreppe, Vestibül, Treppenaufstieg, Foyer und Kleiner Aula. Der überhöhte, von einem Dreiecksgiebel bekrönte und mit

⁹⁰ UnivAGö: Kur. 13 b 3, Plan 19 u. 13 b 4, Nr. 50ff.

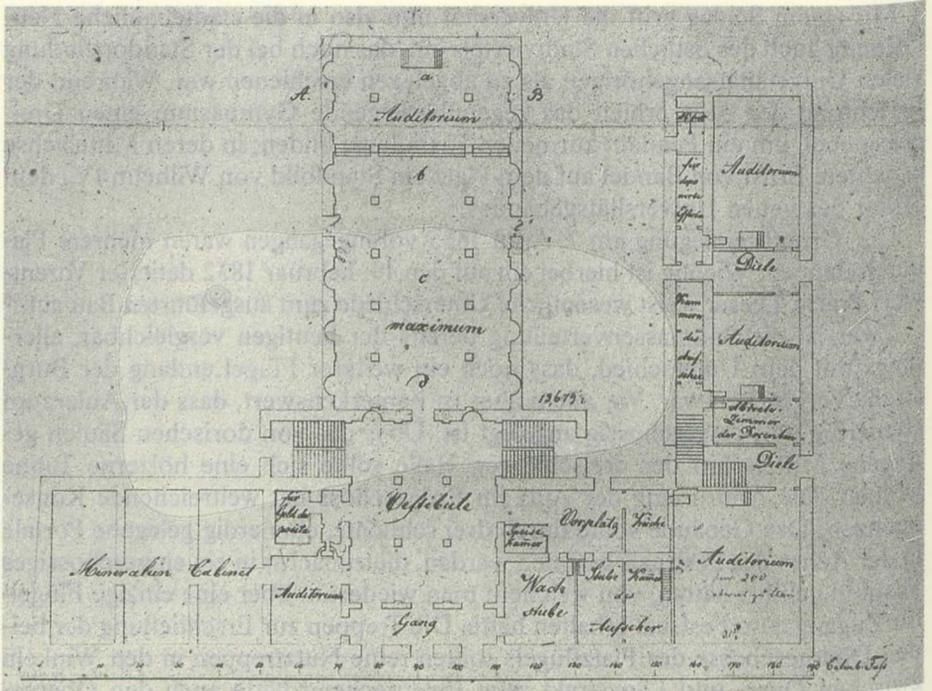


Abbildung 19: Otto Praël, Projekt für das Aulagebäude, 1832 (Univä GÖ). *schaffen, die*
 einer kolossalen, auf einem hohen Rustikasockelgeschoss ansetzenden hexastylen Pilastergliederung versehene Mitteltrakt ist nicht nur dekoratives Element. Vielmehr bildet er genau den Querschnitt des in die Tiefe verlaufenden Aulaflügels ab. Er ist gleichsam die Schmalseite eines Tempels, der Foyer, Kleine und Große Aula umschließt. Mehr noch: Die Pilasterabstände der Fassade und die Säulenabstände im Inneren des Gebäudes bilden ein regelmäßiges Quadratraster, das wie beim klassischen griechischen Tempel ein Verhältnis von 6×13 Stützenachsen aufweist. Die Abfolge von Kleiner und Großer Aula sowie deren umlaufende Galerie entsprechen genau der Cella des Athener Parthenon, wie sie seit dem 18. Jahrhundert in den genauen Aufmessungen von Stuart und Revett rekonstruiert worden war. Die Anklänge an Formen der griechischen Architektur des 5. Jahrhunderts sind auch in den Einzelheiten vor allem des Festsaalinneren überdeutlich. Die untere, dorische Säulenstellung wiederholt in Verkleinerung die Stützen des Parthenon, während die oberen – jonischen – Säulen in ihrem Palmettenfries unter dem Kapitell sich klar als vom Erechteion inspiriert erweisen. Und schließlich entspricht die kontrastreiche farbliche Fassung der architektonischen Details – nicht aber der Säulenschäfte – den Überlegungen Karl Otfried Müllers zur Polychromie der griechischen Architektur.⁹¹
 dichten Raumabfolge von Freitreppe, Vestibül, Treppenhalle, Foyer und
 90 Univ.-Arch. Kur. 13 B 3

⁹¹ Vgl. MÜLLERS Rezension von Gottfried Semper: Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten, in: GGA, 140. St., 1834, 1389–1394. Enge Bezüge bestehen insbesondere zu KUGLER, Polychromie, 1835, v. a. S. 18.

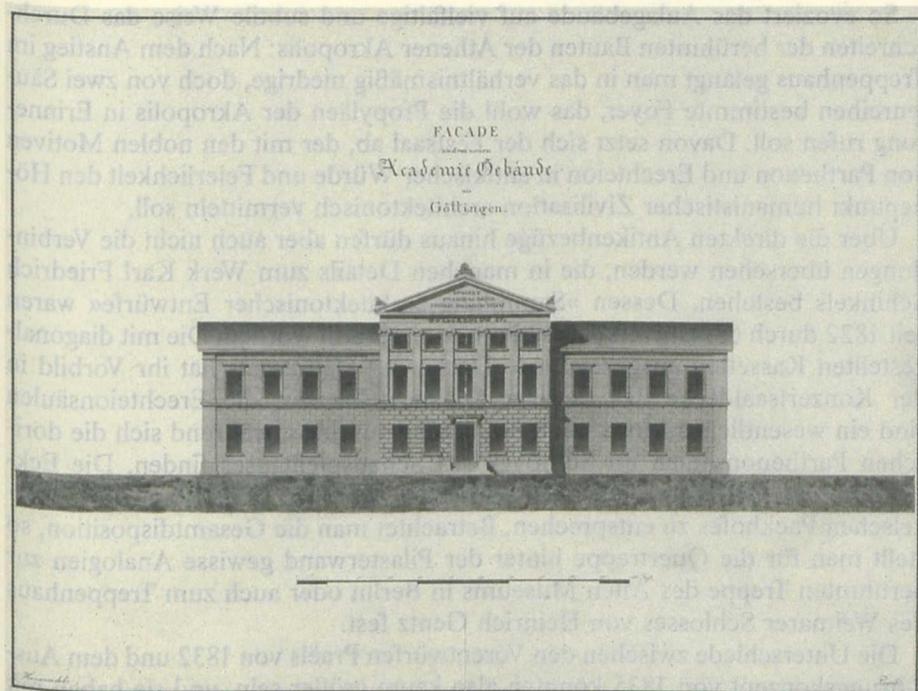


Abbildung 20: Otto Prael und Hermann Hunaeus, Ansicht der Aula-Front (NHStAH).

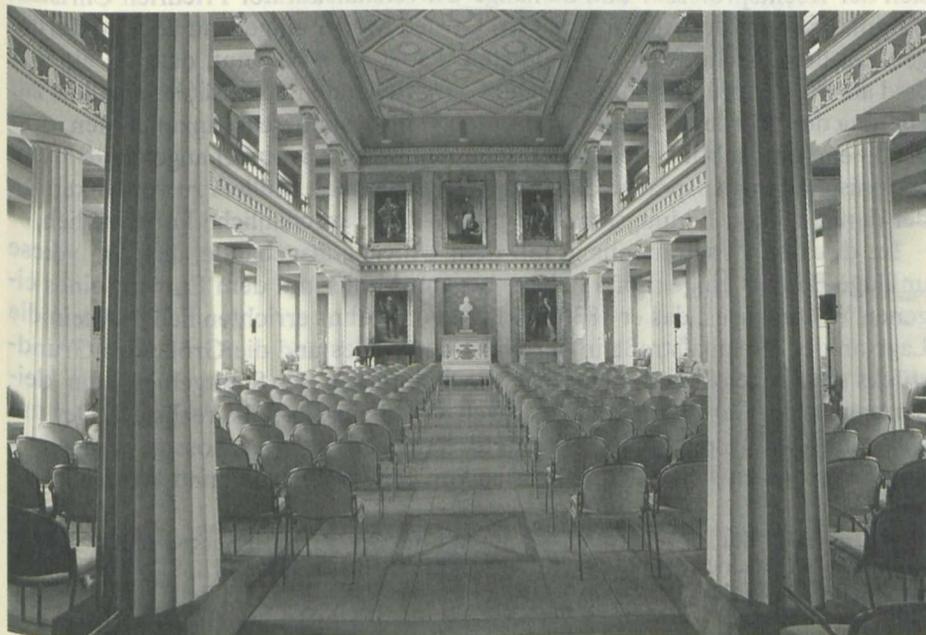


Abbildung 21: Ansicht der Aula im Inneren, heutige Ansicht (St. Eckart).

So evoziert das Aulagebäude auf vielfältige und subtile Weise das Durchschreiten der berühmten Bauten der Athener Akropolis: Nach dem Anstieg im Treppenhaus gelangt man in das verhältnismäßig niedrige, doch von zwei Säulenreihen bestimmte Foyer, das wohl die Propyläen der Akropolis in Erinnerung rufen soll. Davon setzt sich der Festsaal ab, der mit den noblen Motiven von Parthenon und Erechteion in antiker Würde und Feierlichkeit den Höhepunkt humanistischer Zivilisation architektonisch vermitteln soll.

Über die direkten Antikenbezüge hinaus dürfen aber auch nicht die Verbindungen übersehen werden, die in manchen Details zum Werk Karl Friedrich Schinkels bestehen. Dessen »Sammlung architektonischer Entwürfe« waren seit 1822 durch die Universitätsbibliothek angekauft worden. Die mit diagonalgestellten Kassetten ausgezeichnete Decke des Hauptsaaes hat ihr Vorbild in der Konzertsaaldecke des Berliner Schauspielhauses, die Erechteionsäulen sind ein wesentliches Motiv auch des Alten Museums, während sich die dorischen Parthenonsäulen im Südfoyer des Schauspielhauses finden. Die Eckakrotere des Göttinger Gebäudes schließlich scheinen denjenigen des Schinkelschen Packhofes zu entsprechen. Betrachtet man die Gesamtdisposition, so stellt man für die Quertreppe hinter der Pilasterwand gewisse Analogien zur berühmten Treppe des Alten Museums in Berlin oder auch zum Treppenhaus des Weimarer Schlosses von Heinrich Gentz fest.

Die Unterschiede zwischen den Vorentwürfen Praëls von 1832 und dem Ausführungskonzept von 1835 könnten also kaum größer sein, und sie haben mit Recht darauf schließen lassen, dass die Modifikationen nicht allein dem Baumeister zuzuschreiben sind. In der Tat geben die Quellen Nachricht davon, dass sich der Rechtsprofessor und damalige Universitätskurator Friedrich Christian Bergmann sowie der Archäologe Carl Otfried Müller eingehend über Änderungen mit dem Architekten verständigten. Es ist etwa bekannt, dass sie einen – bald aus Kostengründen aufgegebenen – freistehenden Portalsäulenportikus zur Hebung der Würde des Baues wünschten.⁹² Insbesondere ist anzunehmen, dass die so eng und subtil an die griechische Antike und Schinkel angelehnte architektonische Formensprache direkt der Gelehrsamkeit Müllers zu verdanken ist, der damit seinem Bildungsideal programmatisch anschauliche Form verlieh.

Im direkten Zusammenhang mit dem Universitätsgebäude, das ihm »diese unkluge Baulust eingeimpft« habe,⁹³ begann Müller mit dem Entwurf eines eigenen Wohnhauses, das er 1835 bis 1836 von Rohns errichten ließ.⁹⁴ Allein die Lage an der Hospitalstraße in der Nähe des Walles und die Größe des Grundstückes sind bezeichnend, denn hier wurde inmitten des Stadtgebietes ein kleiner englischer Garten um eine antikisch palladianische Villa realisiert. Der um ein zentrales Treppenhaus errichtete kubische zweigeschossige Ziegelbau zeigte vor den entstehenden Anbauten von 1857 im Norden und Westen an je-

⁹² UnivAGö: Kur. 13 b 2, Nr. 82–88, 30. Jan.–15. Feb. 35; entsprechend Müller auch in einem Brief an Friedrich Blume v. 9. Feb. 1835: MÜLLER, Briefe, 1950, Bd. I, S. 244 und an Raoul-Rochette v. 14. Jan. 1837: ebd., S. 311.

⁹³ Ebd., S. 244.

⁹⁴ MÜLLER, Lebensbild, 1908, v.a. Nr. 118, ZANKER, Carl Otfried Müllers Haus, 1988, S. 141–161.



Abbildung 22: Wohnhaus von Carl Otfried Müller (Städtisches Museum Göttingen).

der Seite einen übergiebelten Mittelteil, der auf der Gartenseite im Osten weit vorspringt. Dort tragen an den seitlichen Achsen dorische Säulen Altane, die den Blick über die Stadt und in den Garten ermöglichen. Die mit flachen Lisenen in feinem Wandrelief gegliederten Außenseiten zeigen eindeutig die Übernahme von Schinkelschen Motiven. Im Inneren ist auffällig, dass es Müller keineswegs um Prunksucht zu tun war: Die mittig geführte Haupttreppe bleibt funktionales Erschließungsmittel, und die zum Garten hin gerichtete Raumfolge des ersten Geschosses enthielt zwar einen geräumigen Salon, aber ebenso auch Müller Arbeitszimmer. Mit der Errichtung seines anspruchsvollen Wohnhauses reagierte Müller wohl auf das kurz zuvor begonnene spätklassizistische Gartenwohnhaus des oben erwähnten Rechtsprofessors Friedrich Christian Bergmann, das 1833 bis 1835 außerhalb des südlichen Walles errichtet wurde.⁹⁵

Das Gebäude verzichtet allerdings fast gänzlich auf prominente antikische Motive. Mit seinen – an Gestaltungselemente des Hannoveraner Architekten Georg Ludwig Laves erinnernden – Rundbogenöffnungen im Erdgeschoss bildet es vielmehr die Überleitung zu dem im zweiten Jahrhundertdrittel in Göttingen maßgeblichen Hannoveraner Rundbogenstil. Mit der Anlage der Professorenvilla in der ländlichen Umgebung außerhalb des Walles bereitet das Landhaus Bergmann die spätere Erschließung des Peripherie als anspruchsvolles Villenviertel (vor allem östlich der Stadt) am Ende des 19. Jahrhunderts vor.

⁹⁵ MÜLLER, Briefe, 1950, S. 211. Müller an Friedrich Blume am 26. Sept. 1833; ARNDT, Bergmanns Haus, in: Göttinger Monatsschrift, Mai (1984), S. 9f.



Abbildung 23: Ehemalige Neue Kaserne, heutiger Zustand, Nordseite (Foto: Christian Freigang).

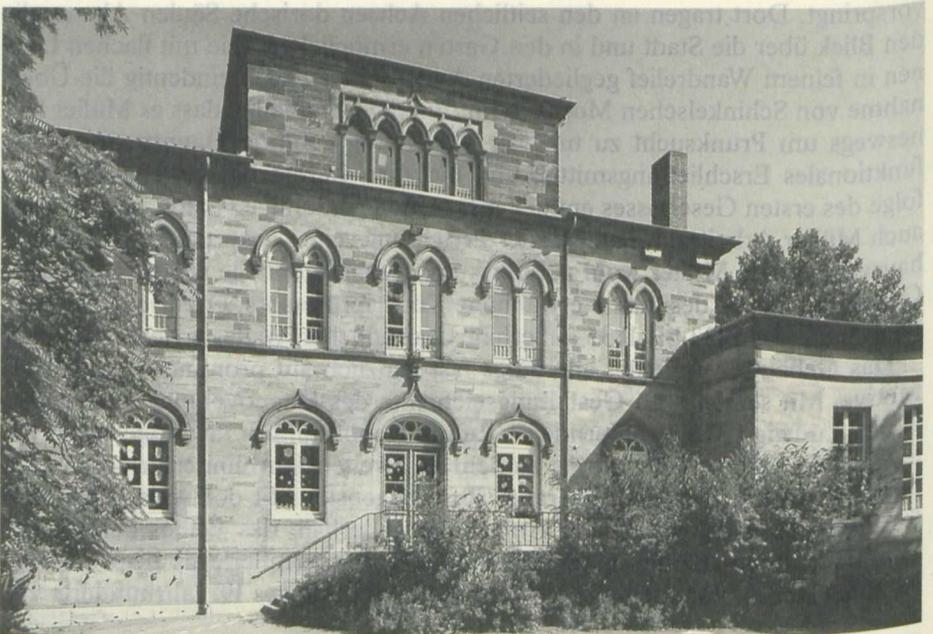


Abbildung 24: Francesco Saverio Cavallari, Villa Sartorius von Waltershausen (Foto: Christian Freigang).

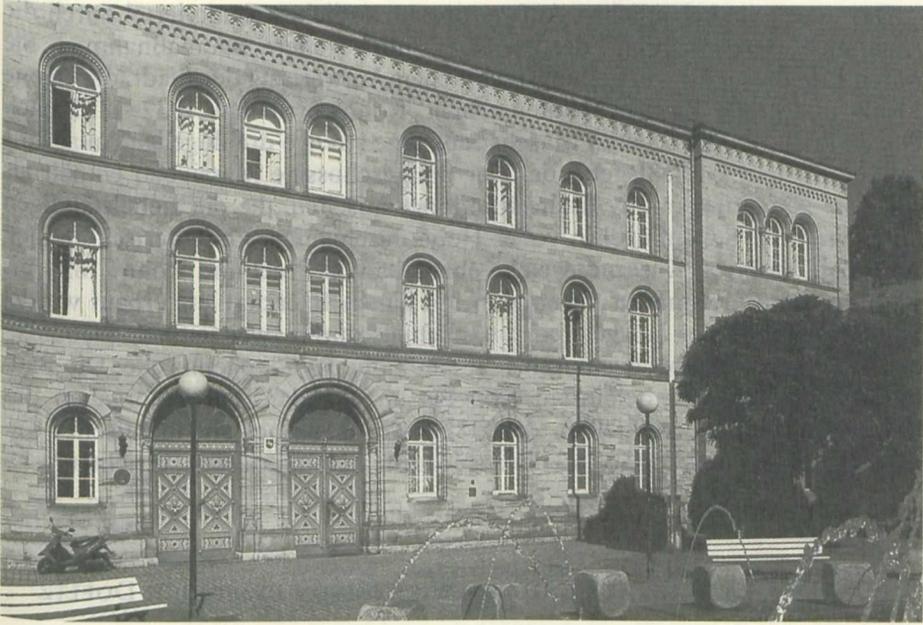


Abbildung 25: Friedrich Doeltz, ehemaliges Oberlandesgericht, heute Amtsgericht (Foto: Christian Freigang).



Abbildung 26: Ehemalige Landesirrenanstalt, heute Landeskrankenhaus, heutige Ansicht der Hauptfassade (Foto: Christian Freigang).

Der neuen städtebaulichen Aufwertung im östlichen Stadtviertel durch die Aula antworteten während der dreißiger Jahre weitere Baumaßnahmen. Sie waren Ergebnis einer verwaltungsrechtlichen Aufwertung der Stadt, die eigene Justiz- und große Kasernenbauten erhielt. Rohns errichtete 1832–1835 nach Plänen Praëls an der Oberen Maschstraße eine strenge dreiflügelige Anlage als Gefängnis- und Gerichtsgebäude. Der dreigeschossige Massivbau enthält als einziges Gliederungsmotiv flache Rundbogennischen, die die giebelständigen Stirnseiten der Seitenflügel in voller Höhe durchlaufen. Gestalterisch ähnlich zeigt sich die Neue Kaserne, welche ebenfalls von Praël und Rohns 1834 bis 1835 vor dem Geismartor zusammen mit einem Exerzierplatz erbaut wurde. Den Mittelrisalit des langgestreckten, ehemals durch zwei seitliche Nebengebäude ergänzten Gebäudes durchzieht eine hohe Rundbogennische. Die Baumeister stützten sich bei ihrem Konzept auf standardisierte Vorgaben des Kriegsministeriums; zur selben Zeit, 1832, wurde ein beinahe identisches Kasernengebäude auch in Goslar, die sogenannte »Domkaserne«, errichtet.⁹⁶

VII. DER HISTORISMUS UND DAS WIRKEN VON FRIEDRICH DOELTZ

Mit der Krise der Universität 1837 endete zumindest vorübergehend auch deren maßgeblicher Einfluss auf die Architektur der Stadt. Zwar lässt sich etwa das bereits erwähnte Georg-August-Hospital als wichtiger Universitätsbau der Jahrhundertmitte anführen. Auch eine kuriose repräsentative Professorenvilla ist zu nennen, die sich der Mineraloge Wolfgang Sartorius von Waltershausen 1856/57 an der Bürgerstraße von dem italienischen Architekten Francesco Saverio Cavallari im Stil der süditalienischen Gotik errichten ließ. Doch insgesamt wiesen nun bald die beginnende Industrialisierung und der Eisenbahnanschluss die Richtlinien des Bauens. Und nun verstärkte sich in dem immer klarer wirksam werdenden architektonischen Historismus ein programmatischer Anschluss an die Hannoveraner Architektur. Die maßgebliche Figur dabei war der Baumeister Friedrich Doeltz aus Osnabrück (1823–1893)⁹⁷. Im Gegensatz zu Müller und Praël repräsentiert Doeltz den Vertreter einer neuen Architektengeneration, die nicht an einer Kunstakademie, sondern an einer polytechnischen Schule, der *Höheren Gewerbeschule in Hannover*, studiert hatte (1839–42). Seit 1851 in Göttingen tätig, verwirklichte Doeltz mit seiner technischen Kompetenz unter anderem neue Gewächshäuser im Botanischen Garten als Eisen-Glas-Konstruktionen.

Doeltz errichtete als ersten großen Bau 1854 bis 1856 das ehemalige Oberlandesgericht am Waageplatz, für das offiziell noch Otto Praël verantwortlich zeichnete. Die an das nunmehr Gefängnis gewordene klassizistische Gerichtsgebäude an der Maschstraße anstoßende Dreiflügelanlage zeigt in seiner deut-

⁹⁶ RÖHRBEIN, Amtshaus, in: Göttinger Monatsschrift, 5, (1974), S. 2f.; zum Gericht: NHStAH: Hann. 180 Hildesheim I BM/15/A 1298.

⁹⁷ Hierzu ausführlich Schwager, insb. S. 288–307.



Abbildung 27: Conrad Wilhelm Hase und Julius Rasch, Bahnhof, historische Aufnahme, um 1900 (Städtisches Museum Göttingen).



Abbildung 28: Friedrich Doeltz, Auditorium, Zustand 2001 (Foto: Christian Freigang).

lichen Betonung der Horizontalität der drei durch Rundbogenfenster gebildeten Etagenniveaus deutliche Anklänge an Palazzi der Florentiner Frührenaissance, die sich vergleichbar auch etwa am Celler Oberlandesgericht von 1840 bis 1842 finden lassen. Damit ist eine deutliche Abkehr von dem klassizistischen Idiom eines Müller oder Praël vollzogen. Konstruktive Aufrichtigkeit sollte sich in der Steinsichtigkeit der Fassaden niederschlagen, und der von dem späten Laves und dem Lehrer Doeltz', Ernst Ebeling, propagierte Rundbogenstil verstand sich als direkte Anbindung an das neueste, spezifisch Hannoveranische Stilidiom, das einem Staatsbau wie dem Obergericht nur zu angemessen war. Eine ähnliche Anbindung an die zeitgenössische Architektur der Landeshauptstadt ist bereits für die 1846/47 von dem Baumeister Johann Eduard Freise am Geismar Tor errichtete Villa für den Handelsunternehmer Johann Wilhelm Junker zu konstatieren. Einer ähnlichen Gestaltungsweise folgt vor allem auch der Bahnhof, der 1854 im Zuge der Errichtung der hannoverschen Bahnlinie Alfeld – Göttingen eingeweiht wurde. Die Pläne des nach den Kriegszerstörungen 1948 bis 1950 nur vereinfacht wiedererrichteten Empfangsgebäudes lieferten ein Hauptrepräsentant des sogenannten »Hannoveraner Rundbogenstils«, Conrad Wilhelm Hase, und einer der Bahnhofsspezialisten des Königreichs, Julius Rasch. Das bereits 1887 veränderte Gebäude war ursprünglich ein langgestreckter eingeschossiger Einflügelbau mit markanten Eckpavillons und einem hohen, zweigeschossigen Mittelpavillon als Empfangshalle. Eine prunkvolle Freitreppe führte von den symmetrisch von der Allee und dem Weender Tor auf den Bahnhof führenden Straßen in das Innere. Der Mittelpavillon war durch große, zu Dreiergruppen zusammengefasste Rundbogenfenster und -nischen gegliedert.

Wie sehr nun der Rundbogenstil verpflichtend wurde, macht schließlich das Spätwerk Otto Praëls deutlich, der auch für die Erweiterung der Chemischen Institute 1858–1860 in der Hospitalstraße unter Einbezug eines früheren Erweiterungsflügels von 1842 eine neuromanische Anlage ausführte. Analoges kann für die umfangreiche, in manchen Details allerdings auch hochgotische Formen (Spitzbogen, Maßwerke, Wimpergiebel) anwendende Anlage der Landesirrenanstalt konstatiert werden, die 1862–64 von den Architekten Julius Rasch und Adolf Funk auf dem Leineberg erbaut wurde.

Den gestalterisch anspruchsvollsten Bau dieser Zeit stellt aber das zwischen 1862 und 1865 von Friedrich Doeltz konzipierte und ausgeführte Auditorium am Weender Tor dar.⁹⁸ Anlass des Baues, mit dem eine zentrale Einrichtung der Universität nun erstmals jenseits der alten Stadtmauer angelegt wurde, bildete ein chronischer Hörsaal-mangel, der drohte, das Funktionieren und die Attraktivität der Universität gravierend zu beeinträchtigen. So beschloss das Kuratorium 1861, durch ein neues Gebäude mit zwanzig verschieden großen Hörsälen den aktuellen Ansprüchen, die an universitäre Infrastrukturen gestellt wurden, zu genügen. Die nach Westen geöffnete, dreigeschossige Dreiflügelanlage mit deutlich akzentuiertem übergiebelten Mittelrisalit kann als charakteristisches Werk eines frühen Eklektizismus gesehen werden. Denn

98 Ebd.

Doeltz versuchte nicht, einen einzigen Stil zur Charakterisierung der Bauaufgabe anzuwenden, sondern Gestaltungsweisen verschiedener Epochen zu kombinieren. So verbindet sich die barocke Schlossdisposition mit Anklängen an die Spätromanik, wie dies etwa den Rundbogenfenstern mit ihren profilierten Gewänden zu entnehmen ist, ebenso wie an die italienische Frührenaissance, an die etwa die massiven, flachen Maueroberflächen erinnern. Diese Kombination verschiedener Gestaltungsweisen bot genügend Flexibilität, um funktionalen Erwägungen gerecht zu werden, ohne durch die Wahl allein eines Stils auf bestimmte Motivkombinationen eingeengt zu werden. Der Rundbogen galt zudem als Alternative gegenüber der »heidnischen« Antike und hielt Assoziationen zum deutschen Mittelalter bereit. Schließlich ermöglichte er große Fensteröffnungen, die in Verbindung mit der Steinsichtigkeit des Gebäudes beanspruchen konnten, material- und konstruktionsgerecht konzipiert zu sein. Diese und zahlreiche weitere Elemente teilt das Auditorium mit dem Bahnhofsgebäude und insbesondere mit dem 1853 bis 1856 von Conrad Wilhelm Hase erbauten Museum für Kunst und Wissenschaften (heute Künstlerhaus) in Hannover, was einmal mehr verdeutlicht, in welchem Maße der neue Göttinger Bau als spezifisch hannoveranisch verstanden werden sollte.

Wie sehr dies zutrifft, vermag das weitere Schicksal Doeltz' zu illustrieren. Für den zunächst ihm angetragenen Bau des Naturhistorischen Museums neben der Anatomie musste der Architekt nach der preußischen Annexion das Eingreifen weiterer Fachleute aus dem Ministerium hinnehmen, die nunmehr

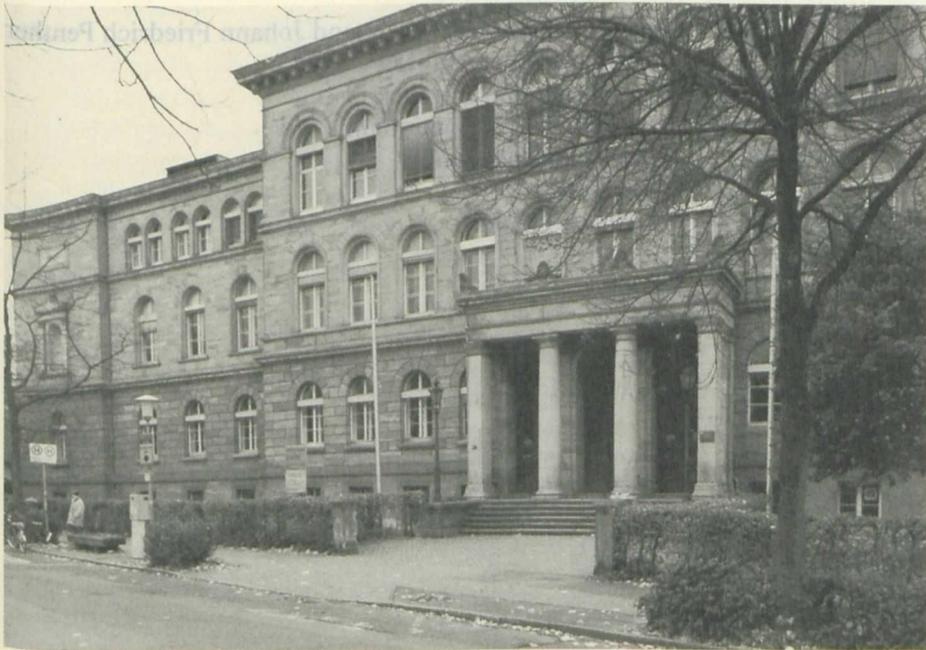


Abbildung 29: Ehemaliges Naturhistorisches Museum, heute Zoologisches Institut, Zustand 2001 (Foto: Christian Freigang).

aber den »ungesunden, [...] sogenannten Münchener [sic] Baustyle« von Doeltz als unangemessen ablehnten.⁹⁹

Doeltz wurde schließlich 1871 von seinen Göttinger Aufgaben entpflichtet. Die architektonische Anbindung an die neue Hauptstadt Berlin sollte denn umgehend der nächste, schon außerhalb des hier abzuhandelnden Zeitraumes situierte Repräsentationsbau der Stadt zeigen, der 1877 bis 1882 von dem Berliner Bauinspektor Bernhard Kühn errichtete Erweiterungsbau der Universitätsbibliothek in der Prinzenstraße, welcher dem Ensemble der Goetheallee einen wuchtigen Abschluss in Formen der italienischen Hochrenaissance geben sollte.

Einher mit diesen politischen und stilistischen Veränderungen nach 1866 ging aber insbesondere ein wesentlich durch den Anschluss an das Eisenbahnnetz beförderter wirtschaftlicher Aufschwung der Stadt, der das Ende der Ackerbürgerstadt Göttingen mit sich brachte und zu einer umfassenden Bautätigkeit vor allem in den Außenbezirken führte. Unter den veränderten administrativen Bedingungen sollten nun ganz neue Bauaufgaben angegangen werden, etwa Villenviertel, sozialer Wohnungsbau, Industriebauten oder Krankenhäuser; dies leitete auch architekturgeschichtlich eine neue Epoche in der Stadt ein.¹⁰⁰

VIII. LISTE DER UNIVERSITÄTSBAUMEISTER

1737–1749	Joseph Schädeler (1734-?) und Johann Friedrich Penther
1750–1777	Johann Michael Müller
1780–1803	Georg Heinrich Borheck
1805–1811	Heinrich Julius Oppermann
1814–1825	Justus Heinrich Müller
1827–1862	Otto Praël
1862–1871	Friedrich Doeltz

⁹⁹ Ebd., S. 302.
¹⁰⁰ HAUBNER, Göttingen, 1964.